

Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 95 (2016)
Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

166: Nr. 4 (2016)

ZS

Zürcher

Studierendenzeitung

23.09.2016

#4/16



AZB
8001 Zürich
Post CH AG

Wir sind digital

Was der Screen mit
unseren Köpfen macht



Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

32812/9

Der Sparzwang
Auch der Rektor
ist unzufrieden

Die Physikerin
Das Universum
von Prof. Helled

Il Coccodrillo
Züri-Band singt
Kauderwelsch



swisscom

MIT FAMILY-POWER KANNST DU JETZT **XTRA** SPAREN.

Dein NATEL® XTRA-Abo ist ab sofort noch günstiger,
mit dem Tutto-Vorteil für Familien.

Mehr erfahren unter [swisscom.ch/tutto-xtra](https://www.swisscom.ch/tutto-xtra)

LIVE
LIFE **XTRA**



5 «Ich verstehe den Unmut»

Auch der Rektor ist unglücklich über die Sparmassnahmen an der Uni

6—7 Keine Angst vor Astrophysik

Die Professorin Ravit Helled über den zweifelhaften Ruf der exakten Wissenschaften

8 So überlebst du an der Uni

Zehn Tipps für Erstsemestri-ge

10—11 Bedrohung von innen

Die Universität unterstützt Studierende mit psychischen Problemen

14 Überall Screens

Unsere These zum Thema

16 Du sollst nicht haten

Ein Plädoyer gegen Technophobie

17—19 Über Apple und andere Versuchungen

Psychologe Lutz Jäncke im Interview

20—21 Die Revolution des Lernens

Weshalb wir vor der Zukunft keine Angst haben sollten

22—23 Digitales Delirium

Vier Tage am Screen

25 Der Zukunft hinterhergerannt

Die Universität lanciert eine Forschungsinitiative zur Digitalisierung

28—29 Möchtegern-Italos

Il Coccodrillo singen in einer Sprache, die sie nicht verstehen

30 Club der unbekannten Dichter

Treppentexte: Junge Schreibende lesen sich gegenseitig vor

11 Comic 12 Impressum 12 Bologna Babe 13 Senf der Redaktion 26 Fahr zur Hölle! 26—27 Kulturspalten

Werbung — Liebe Erstsemestri-ge, zum ersten Mal habt ihr diese Zeitung in eurem Briefkasten gefunden. Ihr fragt euch vielleicht noch, was ihr davon halten sollt. Ihr habt es nicht einfach. Schliesslich sind wir nicht das einzige Produkt, das um eure Aufmerksamkeit buhlt. Ihr wurdet am Erstsemestri-ge tag von Fach- und anderen Vereinen mit Goodies beworfen; man beschenkte euch mit Putzmittel, noch bevor ihr eure eigene Wohnung gefunden habt.

Ihr seid begehrt: Ihr wachst zur intellektuellen Elite heran und bringt wahrscheinlich einmal viel Geld nach Hause. Und wenn ihr es wieder ausgebt, denkt ihr an die Firmen und Institutionen, die euch jahrelang begleitet haben. An die ihr euch gewöhnt habt und die ihr gut findet.

Aber halt! Vielleicht habt ihr es gemerkt: Völlig unkritisch habe ich zwei Welten vermischt. Einerseits sind da Firmen, die wollen, dass ihr konsumiert. Andererseits Vereine, die wollen, dass ihr euch bei ihnen engagiert – für eine kritische Studierendenschaft, die sich zum Beispiel gegen Sparzwänge im Bildungsbereich zu wehren weiss.

Die Unterscheidung ist nicht immer einfach. Auch in dieser Zeitung werdet ihr viel Reklame finden. Doch nur dank dieser Werbung können wir euch die einzige politisch und finanziell unabhängige Studierendenzei- tung weit und breit gratis ins Haus liefern. Ohne einen Rappen daran zu verdienen. Was wir dafür von euch wollen? Dass ihr merkt, dass Werbung nicht gleich Werbung ist. Und dass ihr an uns denkt, wenn es gilt, kritisch zu sein.

Michael Kuratli, Redaktionsleiter



Die Rabattkarte für Filmlovers.



Jedes reguläre Kinoticket 5 Franken günstiger.

Auch unsere Partner sind Filmlovers:



TagesAnzeiger



Mit der Kinokarte.ch bargeldlos und günstiger in Zürich in alle Arthouse Kinos, ins Houdini und ins Riffraff. Erhältlich über www.arthouse.ch oder an jeder Arthouse Kinokasse.



Neueröffnung arzthaus Zürich Stadelhofen

Hausärzte • Notfälle • Gynäkologie • Dermatologie

arzthaus Zürich Stadelhofen
Goethestrasse 14, 8001 Zürich
Tel. 044 555 70 00

offen **365** Tage

LANGE ÖFFNUNGSZEITEN

arzthaus Zürich City
Lintheschergasse 3, 8001 Zürich
Tel 044 800 39 00



Jetzt Sonne tanken.

Belohnen bevor das Semester endet.

Agadir • Beirut • Fuerteventura • Gran Canaria
La Palma • Hurghada • Madeira • Mallorca
Rovaniemi • Vilnius • Zypern



Jetzt buchen



germania.



Plakat des Bündnisses «Abbau stoppen» an der Rämistrasse.

«Ich verstehe den Unmut»

Protest gegen die Sparmassnahmen in der Bildung: Auch Rektor Hengartner ist unzufrieden mit der Situation.

Reto Heimann (Text) und Michael Kuratli (Bild)

Der Kanton Zürich soll sparen – und zwar flächendeckend. Fast zwei Milliarden Franken fehlen in der Kantonskasse, die bis 2020 über alle Departemente hinweg eingespart werden müssen. Davon betroffen ist auch die Universität Zürich, die ab 2017 jährlich vier Millionen Franken weniger ausgeben soll.

Die Sparbemühungen, die vom Kantonsrat unter dem Namen «Leistungsüberprüfung 16» angeordnet wurden, kommen nicht überall gut an. So hat sich ein Bündnis aus mehrheitlich linken Gruppierungen formiert, das unter dem Slogan «Abbau stoppen: Gemeinsam gegen Sparpolitik» gegen die Kürzungen ankämpft. Am 28. September finden ein Aktionstag sowie eine Demonstration auf dem Bürkliplatz statt.

Erst der Anfang

«An der ETH ist es schon zu einer Budgetkürzung gekommen und Auslandssemester sind bereits teurer geworden», so Tiba Ponnuthurai, Sprecherin des Bündnisses. Sie befürchtet, dass auch an der Uni ein Leistungsabbau bevorsteht. Zudem warnt sie, dass dies erst der Anfang sei. «Gerade die jüngst beschlossene Unternehmenssteuerreform III wird immense finanzielle Ausfälle und wohl auch weitere Sparrunden nach sich ziehen.» Und

tatsächlich ist nicht auszuschliessen, dass es gar zu vereinzelt Entlassungen kommen wird – oder zu Sistierungen, wie das unlängst bei einem Lehrstuhl für französische Literatur der Fall war. Es stellt sich die Frage, wie die Qualität des universitären Unterrichts so gewährleistet werden kann.

Verheerende Auswirkungen

Wenigstens Studiengebührenerhöhungen stehen nicht zur Diskussion. «Zumindest 2017 nicht», sagt Rektor Michael Hengartner. Was darüber hinaus geschieht, ist jedoch unklar. Hengartner bedauert, Einsparungen machen zu müssen, relativiert aber: «Einerseits ist es sehr viel Geld. Andererseits ist es bei einem Gesamtbudget der Universität von 1.3 Milliarden doch verkraftbar.»

Zudem gesteht er ein, dass er als Rektor einer Mittelschule beunruhigter wäre, da diese ungleich mehr einsparen müssten. Auch versteht er den Unmut der Studierenden. «Wäre ich Student, würde ich mich vielleicht auch politisch engagieren.» Es sei wichtig, dass die Leute wüssten, dass gespart wird. Besonders in der Bildung, wo die Auswirkungen von Sparmassnahmen kurzfristig gesehen oft wenig sichtbar seien, langfristig allerdings verheerend sein könnten. So kommt Hengartner zum Schluss: «Es stellt sich schon die Frage, ob man in Zukunft ausgerechnet in der Bildung die Sparbemühungen forcieren will.» Denn Bildung und Forschung seien die Grundlage für die Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft.

Gespitzte Stifte

Wirklich glücklich ist mit den Sparmassnahmen also niemand. Umgesetzt werden müssen sie dennoch. Die bereits beschlossene Streichung der kleinen Haupt- und Nebenfächer sowie die angedachte Studienzeitsbeschränkung (ZS #3/16) zeigen bereits, in welche Richtung die Einsparungen gehen könnten. Die Rotstifte an der Universität sind gespitzt. Es ist fraglich, ob sie in naher Zukunft wieder im Etui versorgt werden können. ♦



Astrophysikerin Helled: kein männlicher, grauhaariger Nerd.

Keine Angst vor Astrophysik

Die Physikprofessorin Ravit Helled über den zweifelhaften Ruf der exakten Wissenschaften, die Frauenquote in ihrem Fach und Leben ausserhalb der Erde.

Stephanie Meier (Interview) und Lucas Ziegler (Bild)

Frau Helled, Sie sind seit Juli Professorin für Astrophysik an der Universität Zürich. Wieso sind Sie von Tel Aviv nach Zürich gekommen?

Die Planetenforschung ist hier sehr fortgeschritten. Momentan ist ein nationales Projekt zwischen Bern, Genf, der ETH und der Universität Zürich in Gang, das sich mit der Planetenforschung auseinandersetzt. Die Schweiz ist also ein sehr guter Standort für Astrophysikerinnen und -physiker.

Ausserdem ist mein Mann Physiker und arbeitet in Deutschland. Seit ich in der Schweiz eine Professur habe, leben wir in Pendeldistanz.

Haben Sie sich gut eingelebt in Zürich?

Ja, die Universität, gute Freunde und nicht zuletzt das schöne Wetter haben mir den Start erleichtert. Schweizer Kollegen hatten mir empfohlen, im Sommer anzureisen. Nach fünf Jahren in Israel fürchte ich mich etwas vor dem Schweizer Winter.

Mein früherer Wohnort Tel Aviv ist zwar berühmt für sein Nachtleben, aber da ich gerade mein zweites Kind bekommen habe, ist Ausgang momentan sowieso weniger ein Thema.

Weshalb wollten Sie Astrophysikerin werden?

In der High School hatte ich Schwerpunkte in Physik und Literatur. Bei einem grossen Projekt betreute mich der Physiklehrer, deshalb war das Thema meiner Arbeit «Gibt es intelligentes Leben ausserhalb unserer Erde?». Somit musste ich mich mehr mit dem Universum und den Planeten befassen, und es hat mich sofort gepackt.

Als ich mich dann für eine Studienrichtung entscheiden musste, war ich zuerst unsicher, weil ich die üblichen Vorurteile gegenüber einem Physikstudium hatte.

Im Studium aber merkte ich, dass die Physik viel weniger tough ist, als ich befürchtet hatte. Besonders die «Planetary Science» hat mich so interessiert, dass ich mich für einen Bachelor auf diesem Gebiet entschloss. Ich bin wirklich froh, das angeblich schwierige Studium versucht zu haben. Wenn man die richtigen Lehrerinnen und Lehrer hat, sind die Dinge überraschend viel einfacher, als man anfangs erwartet.

Ihre Vorurteile haben sich also nicht bestätigt?

Nein, ich habe viele tolle Leute getroffen, die gar nicht dem Physiker-Klischee entsprechen. Viele haben eine veraltete Vorstellung von Professoren als männliche, grauhaarige Nerds, das sollte sich unbedingt ändern.

Als Postdoc an der UCLA in Los Angeles war ich überrascht, wie locker und lebhaft der Umgang unter den jungen Professorinnen und Professoren war.

Auch Sie sind sehr jung und schon Professorin. Welche Eigenschaften sind Ihrer Meinung nach nötig, um akademisch erfolgreich zu sein?

Natürlich ist harte Arbeit eine Voraussetzung für ein gelungenes Studium, deshalb muss einem die Arbeit auch Freude bereiten. Ausserdem spielen aber noch viele andere Faktoren eine Rolle, wenn man Karriere machen will, und Glück ist auf jeden Fall auch dabei.

Ich war aber nie wirklich darauf fixiert, einen Professorinnentitel zu erlangen. Meine Arbeit hat mir einfach sehr gut gefallen. Ich habe mich von meiner Neugier leiten lassen und mir nicht zu viele Gedanken um die Zukunft gemacht. Das wäre auch mein Rat an Studierende.

Wie ist die Frauenquote in Ihrem Gebiet?

Sehr niedrig. Allmählich gibt es Verbesserungen bei den jüngeren Studierenden, Professorinnen gibt es aber momentan noch sehr wenige. Zu viele Frauen lassen sich vom harten Ruf der exakten Wissenschaften einschüchtern.

Das alte Klischee, dass Männer besser in technischen Fächern seien, haftet noch

man dort einfach seine Prüfungen ablegen muss, und auch nicht als Doktorandin, weil meine Betreuer grossartig waren. Aber danach, als Postdoc, musste ich mich schon stärker behaupten als Männer, besonders weil ich so jung war.

Es hat aber auch Vorteile, weibliche Physikerin zu sein:

An Konferenzen wird man beispielsweise eher beachtet, weil es nur wenige Frauen gibt. Und dann gibt es im Moment auch verschiedene Förderinitiativen für Wissenschaftlerinnen.

Wie können Sie Ihren Job als Professorin mit Ihrer Mutterrolle kombinieren?

Ich arbeite nur bis am frühen Nachmittag und versuche, keine Arbeit von Zuhause aus zu machen. Meine männlichen Kollegen fanden das anfangs etwas komisch, aber jetzt beneiden sie mich darum, Arbeit und Freizeit so gut voneinander trennen zu können.

Früher bin ich viel gereist, da viele Konferenzen im Ausland stattfinden, darauf muss ich momentan verzichten.

Apropos Reisen: Gibt es Leben ausserhalb unseres Planeten?

Ja, statistisch gesehen ganz sicher. Es gibt unglaublich viele Planeten in unserem Universum, die der Erde sehr ähnlich sind. Es ist genügend organisches Material vorhanden. Wahrscheinlich werden im nächsten Jahrzehnt viele Planeten entdeckt, die potentiell bewohnt werden und Leben enthalten könnten. Es wird

dort möglicherweise aber nicht jene Form von Leben geben, die wir uns vorstellen.

Wie wird Forschung im All durchgeführt?

Daten über Planeten können entweder von der Erde aus oder durch Weltraummissionen gemessen werden. Ich mache am Computer theoretische Modelle von den Planeten, wie sie entstehen und woraus sie bestehen. Da es sehr lange dauern kann, bis Messungen im Weltall gemacht werden können, werden oft zuerst Theorien auf-

gestellt. Diese werden dann durch die Informationen aus dem All bestätigt. Es gibt auch Tausende Messungen von Planeten, die ausserhalb unseres Sonnensystems sind: ein kaum vorstellbares Spektrum. Wenn man Astrophysik studiert, hat man eine ganz andere Perspektive auf die Be-

«Es gibt möglicherweise im All nicht jene Form von Leben, die wir uns vorstellen»

deutung und Wichtigkeit von einem selbst und der gesamten Menschheit, die nur ein winziger Teil des ganzen Universum ist.

Haben Sie sich je überlegt, an einer Weltraummission teilzunehmen?

Wenn Sie mich mit 22 Jahren gefragt hätten, wäre das bestimmt eine Option gewesen. Es muss faszinierend sein, die Erde vom All aus zu sehen. Jetzt habe ich aber zwei Kinder, da steht dies ausser Frage. Ausserdem gibt es heutzutage sehr wenige bemannte Missionen, und bis Menschen auf den Mars geschickt werden, bin ich eindeutig zu alt. ♦

«Ich war nie darauf fixiert, einen Professorinnentitel zu erlangen»

zu sehr in den Köpfen. Aber die Physik hat sich in den letzten Jahren verändert: Heutzutage sind zum Beispiel auch kommunikative Fähigkeiten sehr gefragt.

War es schwieriger für Sie als Frau, im Bereich der Astrophysik etwas zu erreichen? Ja, eindeutig. Nicht als Studentin, weil

Zur Person

Ravit Helled (36) studierte Astrophysik in Tel Aviv und verbrachte nach ihrem Doktorat vier Jahre an der UCLA in Kalifornien, bevor sie, zurück in Israel, ihren Professorinnentitel erlangte. Seit Juni ist sie an der Universität Zürich als Professorin tätig. Helled ist in Forschungsgruppen von Weltraummissionen tätig, unter anderem in Juno von der NASA und in Plato 2.0 und Juice von der ESA.

So überlebst du an der Uni

Der beste Kaffee, der schönste Park, das leckerste Mensamenü: zehn Tipps für Erstsemestrige.

Laura Cassani (Text) und Kevin Solioz (Illustration)

Überleben

Guten Kaffee für nur einen Franken kriegst du im Russo, Ecke Freiestrasse/Zürichbergstrasse. Aber nicht nur das: Hier gibt es auch biologische Brotaufstriche, feine Schoggi, Chips oder Bier. Und Tampons zu normalen Preisen. (Nie, nie, auch nicht im Notfall, solltest du Tampons im Uni-Kiosk kaufen, das macht dich arm und traurig.)

Mitreden

Melde dich! Melde dich in den Seminaren und Vorlesungen, in den Tutoraten und Übungen. Stelle Fragen, es gibt fast keine unnötigen. Dabei nicht vergessen: immer schön kritisch bleiben. Die tun alle nur so, als wüssten sie es besser ...

Anreden

Scheint selbstverständlich, ist es aber offenbar nicht: Wenn du einer Professorin, einem Dozenten oder einer Assistentin eine Mail schreibst, dann benutze bitte, bitte immer eine Anrede. Mit einem höflichen «Sehr geehrte Frau Müller» oder «Guten Tag Herr Meier» kommst du im akademischen Haifischbecken weiter als mit einem allzu knappen «Wann ist die Prüfung?». Garantiert.

Abschalten

Eine kleine Oase im hektischen Uni-Alltag ist der Garten der katholischen Hochschulgemeinde aki. Was wie ein Werbeslogan klingt, ist für einmal wahr: Direkt unter der ETH-Mensa kannst du zwischen bunten Blumen und mächtigen alten Bäumen mit Sicht auf die Stadt lesen, picknicken, sünnel oder, ja, auch beten, wenn du willst.

In der Mensa essen I

Geh nicht um 12.15 Uhr in die Mensa. Denn dann findest du kaum einen Sitzplatz, und es bilden sich schier unendliche Schlangen – vor allem vor dem Fleischmenü.

In der Mensa essen II

Wähle in der Mensa nicht das Fleischmenü. Dafür, wenn immer möglich, die Pommes Frites.

Nicht in der Mensa essen

Nach zwei Minuten im kleinen Lokal riechst du bis auf die Socken nach Fett. Und vom Inhaber wirst du nie mehr als ein knappes Grüezi-Danke-Adieu hören. Aber die Strapazen lohnen sich: Den besten Falafel in Uni-Nähe gibt es im Imbiss an der Sonneggstrasse 2.

Nicht essen

In einer Bibliothek darfst du vieles: lesen, lernen, lange, lange aus dem Fenster schauen, Blicke austauschen, twittern, tindern oder schlafen. Was du nicht darfst: essen. Nein, auch keine Müesliriegel, Superfood-Mandeln und getrockneten Aprikosen. Gönn dir dafür eine Pause an der Sonne. Draussen vor der Bibliothek ist es sowieso meistens spannender als drinnen.

Bewerben

Der CV-Check der Career Services bringt wirklich was: In 20 Minuten wird dein Lebenslauf von einer Fachperson beurteilt und verbessert, kostenlos und ohne Voranmeldung, immer donnerstags 11 – 13 Uhr. Und schon bist du parat, um dich im nächsten schlechtbezahlten Studi-Job ausbeuten zu lassen!

Rausgehen

Und jetzt vergiss all die Tipps und Tricks rund um die Uni und geh raus in die Stadt! Das Leben findet in Aussersihl und Wiedikon, am Letten und in Altstetten, im Dörfli, am See und in Schwamendingen statt. Und meistens nicht zwischen Lichtof, Chemielabor und Computerräumen.

◇



Viva



Das kostenlose
Banking-Paket für
Jugendliche und
Studierende

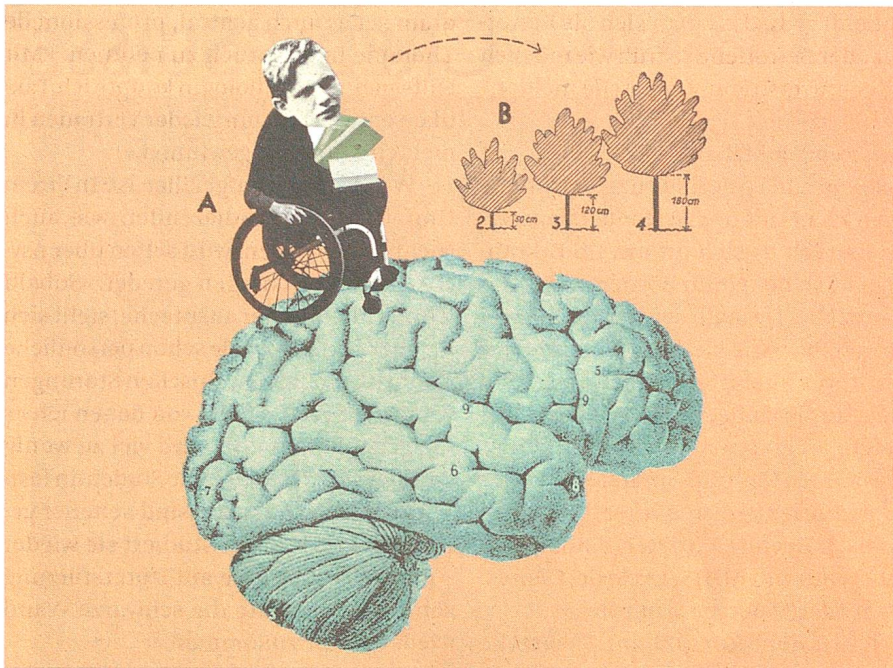
Mit Viva mehr profitieren.

Mit kostenlosem Bargeldbezug schweizweit und den Viva Movie Days.
Jeden Tag für CHF 13 ins Kino, inklusive Popcorn und Softdrink.

credit-suisse.com/viva

viva

Access All Areas



Wenn das Hirn nicht so will wie man selbst.

Bedrohung von innen

Angststörungen sind keine Seltenheit unter Studierenden. Die Universität unterstützt Betroffene. Viele melden sich aber gar nicht erst bei der Fachstelle.

Anna Rosenwasser (Text) und Camille Perrochet (Bild)

«Es ist wie eine schwarze Wand, die auf mich zufährt und mich trifft. Dann wird mir schwindelig, alles ist ein bisschen so, als wär es in Watte gepackt. Meistens muss ich mega schwitzen und kriege das Gefühl, dass ich jeden Moment tot umfalle.» So beschreibt Angelina ihre Panikattacken. Seit eineinhalb Jahren wird die Studentin heimgesucht von dieser Art von Erfahrung, zuerst ständig, mittlerweile seltener.

Ein Motorradunfall löste bei Angelina damals neben einem Schädeltrauma einen Schlaganfall aus – was Depressionen und eben jene Panikstörung mit sich brachte, von deren «schwarzer Wand» die heute 27-Jährige völlig überrumpelt wurde. Bis zu fünf Mal am Tag erlebte sie diesen Anfall von Panik; nicht nur eine einnehmende, sondern auch eine äusserst ermüdende Erfahrung. «Danach bin ich jeweils komplett erschöpft und will sofort schlafen gehen.»

Der Zweitfilm in der Vorlesung

Panikstörungen sind eine Form von Angststörungen. Die Angstanfälle treten ein, ohne dass aus objektiver Sicht eine Gefahr bestünde. Erst bei mehreren Panikattacken im Monat und einer Beeinträchtigung im Alltag wird offiziell, also gemäss den Kriterien der Weltgesundheitsorganisation WHO, von einer Panikstörung gesprochen. Zu solchen Alltags-

situationen gehört auch das Studieren: Nach spezifischen Auslösern, Ängsten und Traumata kann der regelmässige Besuch einer Uni erschwert sein. «Im Unispital hiess es nach meinem Schlaganfall, dass ich bald wieder studieren gehen solle», erzählt Angelina, die damals das dritte Semester beginnen wollte und im Hauptfach Politologie, im Nebenfach Umweltwissenschaft und Ethnologie studiert. «Ich ging also wieder an die Uni. Und es funktionierte überhaupt nicht. Einerseits, weil ich kognitiv noch nicht bereit war, also zum Beispiel zu schlecht gehen konnte, andererseits, weil ich starke Panikattacken erlebte, immer wieder.» An der Uni habe sie sich zwar vergleichsweise sicher gefühlt, inmitten von Menschen und in der Nähe des Unispitals. «Aber in den Vorlesungen spielte sich bei mir während des Zuhörens oft ein Zweitfilm ab: Was, wenn ich jetzt tot umfalle? Wenn es genau jetzt passiert?»

Weiterstudieren – nur wie?

Während die Nähe zu Mitmenschen auf Angelina eine leicht beruhigende Wirkung hatte, empfinden andere Personen mit Panikstörung Menschenmengen als kritisch. Die Auslöser und Symptome variieren stark, von Zittern über Taubheitsgefühle bis zu starker Übelkeit reagiert jede und jeder unterschiedlich. Studententypische Situationen können eine Schwierigkeit darstellen für Menschen mit Panikstörung: Viele Kommilitoninnen und Kommilitonen in einem Raum, akustische oder optische Unruhe, Leistungsdruck.

Für Angelina war klar: Sie möchte weiterstudieren. Schnell wandte sie sich deshalb an die Fachstelle Studium und Behinderung der Universität Zürich. Als psychische Störung werden Panikstörungen ebenfalls zu den Behinderungen gezählt. Die Politologiestudentin war positiv überrascht: «An der Uni schien es mehr Menschen mit nicht sichtbaren Behinderungen zu geben, als ich gedacht hatte. Es tat, gut zu wissen, dass ich nicht die Einzige bin.»

Statistisch gesehen sind Panikstörungen keine Seltenheit: Eine Studie aus dem Jahr 1994 besagt, dass etwa 3.5 Prozent aller Menschen im Laufe ihres Lebens an einer Panikstörung erkrankten. Eine Studie von 2005 spricht sogar von 4.7 Prozent. Personen zwischen 14 und 23 sind

besonders gefährdet, allgemein betrifft es öfter Frauen als Männer.

Man habe ihr bei der Fachstelle viel Verständnis entgegengebracht, erzählt Angelina. Sie erhielt Zugang zu einem Rückzugsraum, und auch Prüfungen durfte sie mit ein paar wenigen anderen Studierenden in einem separaten Raum schreiben. «Für mich machte es einen riesigen Unterschied, schon während der Prüfungsvorbereitung zu wissen, dass ich nicht in einem Raum mit mehreren Hundert Leuten geprüft werde.»

Während des Semesters aber halfen ihr weitere Unterstützungen nicht so viel: Rückzugsräume gibt es vorwiegend im Zentrum. Auf dem Campus Irchel etwa, wo viele Veranstaltungen von Angelinas Studienrichtungen stattfanden, befand sich keiner dieser Rückzugsorte. Diesen Umstand empfindet Angelina als Manko. Eine Hilfestellung, die unabhängig vom Standort möglich ist, sind Reservationen von Plätzen nahe am Ausgang, sei es während der Vorlesung oder der Prüfung. Es

empfiehlt sich, dass man sich als Betroffener oder Betroffene so früh wie möglich bei der universitären Fachstelle meldet.

Schwer einschätzbar

«Viele von einer Angststörung Betroffene stehen nicht mit uns in Kontakt, ausserdem handelt es sich oft um Co-Erkrankungen», so Benjamin Börner, Leiter der Anlaufstelle. Deshalb sei es auch schwer einschätzbar, wie viele Studierende mit Angststörung denn tatsächlich an der Uni sind. «Studierende, welche sich bei uns melden, leben am häufigsten mit einer Mobilitäts-, Hör- und Sprach- oder Sehbeeinträchtigung», so Börner. Unter den psychisch Beeinträchtigten fänden sich Studierende mit ADHS, Dyslexie, Depressionen oder Asperger-Syndrom.

Neben dem Kontakt zur Fachstelle gibt es viele weitere Möglichkeiten, mit einer Angststörung umzugehen. Ein erklärendes Gespräch mit Professorinnen und Professoren sei oftmals hilfreich, berichtet Angelina. Unabhängig von Stu-

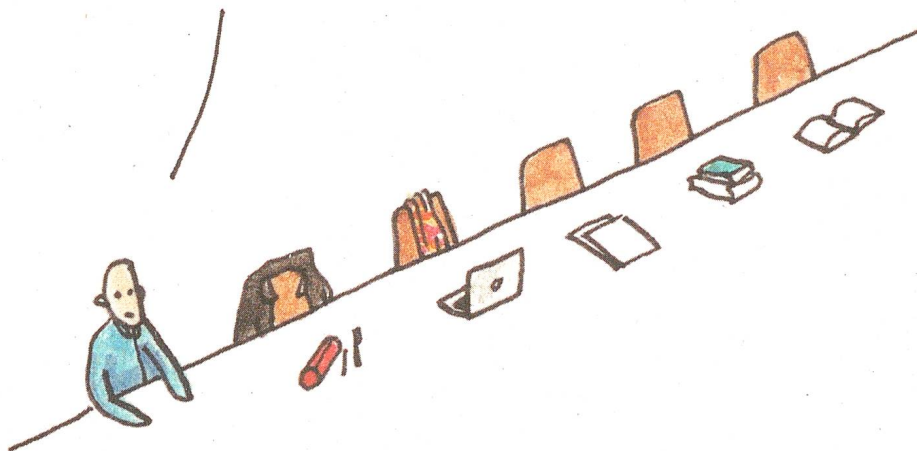
dium sei es auch zentral, professionelle Therapie in Anspruch zu nehmen. «Mit Hilfe meiner Psychologin konnte ich Taktiken entwickeln, um wieder Vertrauen in meinen Körper zu gewinnen.»

Was Angelina aufgefallen ist: In ihrem Umfeld, unter Studierenden wie auch Nichtstudierenden, wird selten über psychische Erkrankungen geredet. «Sobald ich das Thema aber anspreche, stellt sich heraus, dass ganz viele schon persönliche Erfahrungen mit psychischen Störungen gemacht haben. Leute, von denen ich es nie gedacht hätte. Es wird viel zu wenig darüber geredet», stellt die Studentin fest.

Angelinas Attacken sind seltener geworden. Mittlerweile studiert sie wieder – und weiss, dass sie auf Unterstützung zählen kann, sollte die schwarze Wand wieder auf sie zukommen. ◇

Eingebildet

So, ich habe für alle besetzt...
Und wie soll ich jetzt arbeiten?



KS
16

Ihr habt es nicht gecheckt — Ich bin 22 Jahre alt und werde in drei Monaten meinen Master in der Tasche haben. Nebenbei lasse ich mich zur Yoga-Lehrerin ausbilden und renne vier Mal pro Jahr einen Marathon. Meine Augenbrauen sind schick wie die von Kylie Jenner, und wenn ich etwas will, bin ich so hartnäckig wie Warren Buffett.

Ihr denkt jetzt sicher: Was für eine Angeberin! Doch schreibe ich diese Erfolgskolumne nicht für euren Lesespass, sondern um noch einige Extracurricular Activities zu sammeln. Ich mag euch sowieso nicht. Und es ist mir auch schleierhaft, wie man immer noch einen Dakine-Rucksack haben kann, wo doch das MacBook Air so gut in die Michael-Kors-Tasche passt.

Da sind wir schon beim Kern des Problems. Es kommt nicht von ungefähr, dass ihr mich nervt – etwa wenn ihr im Lichthof lautstark über einen Text philosophiert (am besten noch aus einem freiwillig besuchten Seminar). Ich sitze am Nebentisch und schaue ein YouTube-Tutorial, um in der nächsten Lektion zu brillieren. Innerlich seufze ich: Ihr habt es einfach nicht verstanden.

An der Uni geht es nicht darum, maximal engagiert zu sein, sondern darum, maximal engagiert zu wirken. Die Dozierenden merken den Unterschied zwischen reflektiertem Wissen und gut verkauftem Halbwissen nicht. Das hab ich schon im ersten Semester gecheckt. Fake it till you make it. Wer so lebt wie ich, hat locker Zeit, am Morgen im Bodyforming den Hintern zu straffen und ihn am Abend auf dem Dancefloor zu schwingen. Wenn du Bologna durchschaust, kannst du alles haben, Baby.



Das Bologna Babe (22) ist produktiv, trainiert und schön.
Hier sammelt sie Extracurricular Activities für ihren CV.

Zürcher Studierendenzeitung
94. Jahrgang
Ausgabe # 4/16
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
redaktion@medienverein.ch

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbüro.ch

Inserateschluss # 5/16: 14.10.2016

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
31'197 (WEMF 2015), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 5/16: 16.10.2016

Redaktion
Oliver Camenzind [cam], Laura Cassani, Severin Frohofer, Reto Heimann, Nina Kunz, Michael Kuratli, Juliana Maric, Basil Noser, Dominique Zeier

redaktion@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Aylin Fidan [ayf], Stephanie Meier, Anna Rosenwasser, Tizian Schöni, Dario Spilimbergo, Simon Stammers [sis]

Bilder und Illustrationen
Oliver Camenzind, Michael Kuratli, Camille Perrochet, Tizian Schöni, Kevin Solioz, Dario Spilimbergo, Lucas Ziegler

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 4/16
Buraka Som Sistema – Kalembe





Camenzind

Infamie und Niedertracht

Buch — Eine Abhandlung, die auf sechshunderteinundfünfzig Seiten kaum etwas anderes tut, als die Widerwärtigkeit, Kleingeistigkeit und völlige Degeneriertheit einer Gesellschaft zu entlarven: Das ist Thomas Bernhards «Auslöschung» – naturgemäss ohne einen einzigen Absatz. À la bonne heure!



Cassani

Abtauchen

Bergsee — Tief einatmen. Eintauchen. Auftauchen. Juchzen. Vor Kälte kaum Luft kriegen. In die Sonne blinzeln. Die Füsse fast nicht mehr spüren. Durchhalten und einen kleinen Kreis schwimmen. Die Füsse wirklich fast nicht mehr spüren. Und trotzdem kitzelt das Seegrass zwischen den Zehen. Hinausklettern und auf dem warmen Stein dem Sommer Adieu sagen.



Heimann

Schuhwerk

Stolpern — Intelligenz und Bildung sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Das weiss man. Um im Bild zu bleiben: Die Intelligenz ist der Fuss, die Bildung der Schuh, der darübergestülpt wird. Vielleicht erklärt das auch, warum manch einer und manch eine mit zu grossem Schuhwerk durch die Welt stolpert.



Zeier

Texten

Modeerscheinung — Wieso
Gibt es Menschen
Die für jeden Teilsatz einer Textnachricht
Eine neue Zeile
Beginnen müssen
Glaubt ihr etwa
Was ihr da auf den Bildschirm
Tippt
Sei Poesie?



Kuratli

Gute Menschen

Projekt — Da entsteht ein Haus mitten in Athen. Ein Haus für das Quartier. Für Geflüchtete, die sich keinen Zahnarzt leisten können. Oder keinen Anwalt. Menschen, die etwas zu essen brauchen. Oder noch vieles mehr. Eine junge Zürcherin hat das mit viel Herzblut und internationalen Freiwilligen aufgebaut. Da kann man mithelfen. Nur so, falls das mit der Modulbuchung mal wieder nicht geklappt hat.

Instagram: [khoraathens](#)



Frohofer

Senf

Rezept — 200 Gramm Senfsamen zermahlen und mit ebenso viel Zucker vermischen. Einen halben Liter Wasser mit 75 Milliliter Essig, zwei Teelöffeln Salz, zwei Teelöffeln Zucker, einer kleinen Zwiebel – grob gewürfelt –, einem Lorbeerblatt, zwei Nelken, zwei Wacholderbeeren, fünf Pfefferkörnern, zwei Knoblauch- und drei Hammerzehen aufkochen und bei niedriger Temperatur kurz ziehen lassen. Den Sud durch ein Sieb in eine Schüssel giessen und mit der Senf-Zucker-Mischung verrühren.



Noser

Kein Bandit

Fahrräder — Mein Velo wurde gestohlen, sowas ist mies. Fast so eine Schweinerei sind aber all die lottrigen Occasion-Renner, die sich auf Zürcher Velobörsen und Online-Plattformen im Preis überbieten. Christian Schück aus Regensburg bietet eine Alternative. Der leidenschaftliche Rennfahrer hortet in seinem Keller über hundert schmucke, selbst restaurierte Renner. Und verkauft sie zu erschwinglichen Preisen.

Bei Interesse: schueck58@gmx.ch



Marić

Ohne Ende

Liebe — Es gibt Freunde, die sind besser als Friends. Wenn du dir mal wieder Fragen stellst, auf die du keine Antworten hast, geben sie dir ein Bier, eine Schulter oder Selbstironie. Aus den hintersten und vordersten Ecken der Zeit tauchen die auf. Und bleiben. Obwohl du manchmal stinkst und scheisse bist. Weil sie eben auch manchmal stinken und scheisse sind. Aber das ist okay, denn wenn sie mal kurz weg sind, kommen sie wieder. Und dann ist alles wie immer. Das ist nämlich eine Liebe, die nie zu Ende geht.



Kunz

Zurück aus Albanien

Hassliebe — Zürich ist Parkplatzdebatte, mentale To-Do-Listen und der Geruch im Cobra-Tram. Zürich ist Zara, aalglatt und schwanger. Zürich ist drei Mal am Tag am Stauffacher stehen und sich fragen, was zum Henker man eigentlich so im Leben macht. Zürich ist beige Hosen, hässliche Tattoos und bis zum letzten Millimeter kommerziell genutzt. Zürich ist Speki, Zukki und Banker auf dem Trotti.



Suchen



ZS

17:43

**Bill Gates**

15:33

We're changing the world with technology...

**Oliver Bendel**

15:32

Wenn ich etwas über die Entstehung der Welt lernen wil...

**Daniela Tenger**

15:31

Die Uni erfährt enorme Konkurrenz durch alternative...

**Basil Noser**

15:31

«You know what's sexy? – A real conversation!» Mit diesen Wor...

**Lutz Jäncke**

15:30

Ihr Hirn kann mehr als Sie denken!

ZS

Details

Überall — Im Tram, in der Mensa, in der Migros, im Hörsaal, im Kino, in der Bibliothek, in der Hosentasche, am Arbeitsplatz, im Museum, im Kindergarten, sogar auf manchen Pissoirs sind sie – und aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenken. Screens sind omnipräsent, wir verlassen uns auf sie, sie nehmen uns Arbeit ab. Karteikarten, um Bücher zu recherchieren? Relikte der Nullerjahre. Am Schalter ein Billet lösen? Anachronistisch. Tagelang auf Briefe warten? Hahaha!

Aufgewachsen sind wir mit Lego, Räuber und Poli und dem Regenbogenfisch. Aber wir kennen auch Floppy Disks, Röhrenbildschirme gross wie Elefantenbabies und den Klang der 56k-Modems. Still und leise hat der Bildschirm unser Leben verändert. Wir arbeiten, vergnügen und präsentieren uns vor den Displays. Durch Twitter, Instagram und Facebook wird der Screen das Fenster zur Seele. Das ist kein Grund, in einen Kulturpessimismus zu verfallen. Im Gegenteil, Screens haben unser Leben in vielen Bereichen erleichtert und bieten unzählige neue Möglichkeiten. Trotzdem sollten wir uns den Annehmlichkeiten des technischen Fortschritts nicht unbedacht hingeben.

Wie weit geht unsere Bildschirmhörigkeit? Ist ein Leben nur vor dem Screen möglich oder gar wünschenswert? Wie hat das fluoreszierende Viereck unseren Unialltag verändert? Und was macht das blaue Flackern mit den Digital Natives, die die Ubiquität der Screens schon mit der Muttermilch aufsaugen? Jenen, die Zeitungsfotos mit Daumen- und Zeigefinger zu vergrössern versuchen und über Buchseiten wischen, um umzublättern? Es ist an uns, diese Fragen zu stellen. Wir sind die letzte Generation, die das kann.

Severin Frohofer

Du sollst nicht hassen

Wieso dein Smartphone nur so schlecht ist wie du selbst. Ein Plädoyer gegen Technophobie.

Dominique Zeier

Technologie zu hassen, ist heutzutage cool. Wer ein Nokia 6100 statt eines iPhone 7 besitzt, ist nicht etwa rückständig, sondern setzt damit ein Statement. Eine verbreitete Vorstellung ist, dass sich auf Facebook nur dreizehnjährige Jugendliche oder allzu neugierige Eltern tummeln und dass Instagram vor allem ein Tool für selbstverliebte Digital Natives sei, die sich nicht eingestehen, dass sie bereits am Selfie-Arm-Syndrom leiden. Die Linse der Kamera werde sowieso nicht mehr nach vorne gerichtet; ein Bild des Eiffelturms interessiere niemanden mehr, wenn nicht auch das Gesicht des Urhebers darauf ist. Damit nicht genug, würden wir täglich mit einer Flut von Nachrichten überschüttet, bei welchen es längst nicht mehr darum gehe, Fakten zu verbreiten, sondern vielmehr darum, Aufmerksamkeit zu heischen, Revenue zu erhalten und Clicks zu baiten.

Das Selfie-Syndrom ist aber gar nicht so neu, wie wir uns oft glauben machen wollen. Die eigene Person ins Zentrum des Bildes zu stellen, ist etwas, dass die Reichen und Adligen seit Jahrhunderten praktizieren. Die Galerien des Louvre bersten vor Öl-Porträts von Personen, von denen wir heute weder den Namen noch den Rang kennen und um die sich – abgesehen vom künstlerischen Wert des Porträts – heute auch niemand mehr schert. Geändert hat sich seither nur eines: Heute benötigen wir keine Maler und Pinsel, keine Staffelei und schon gar keine Stunden mehr, um ein Abbild unserer Person in Farbe festzuhalten. Das Privileg des Selfies ist längst nicht mehr den Ultrareichen vorbehalten. Hat uns die Technologie also selbstverliebt gemacht? Mitnichten. Was sie uns gebracht hat, ist die Möglichkeit, die Selbstverliebtheit zu akzentuieren, die seit jeher in uns steckt.

Alles schon da gewesen

Auch die Internet-Sucht ist ein viel diskutiertes Thema der Technophoben. Dabei sprechen sie nicht einmal von den tatsächlich Kranken, von jenem kleinen Bruchteil, der wahrhaftig Hilfe im Umgang mit dem Internet benötigt. Was die Kritikerinnen und

Kritiker bemängeln, sind die Leute, die in den Zügen auf ihren Bildschirmen tippen oder einmal eine Mahlzeit auslassen, weil sie zu sehr in ihr Videospiel vertieft sind.

Haben wir es hier mit einem neuen Phänomen zu tun? Nicht wenige Maler oder Schriftsteller berichten von Perioden, in welchen sie von ihrer Arbeit so absorbiert waren, dass sie ihr gesamtes Umfeld für Stunden vergassen.

Digitaler Spiegel unserer Eigenschaften

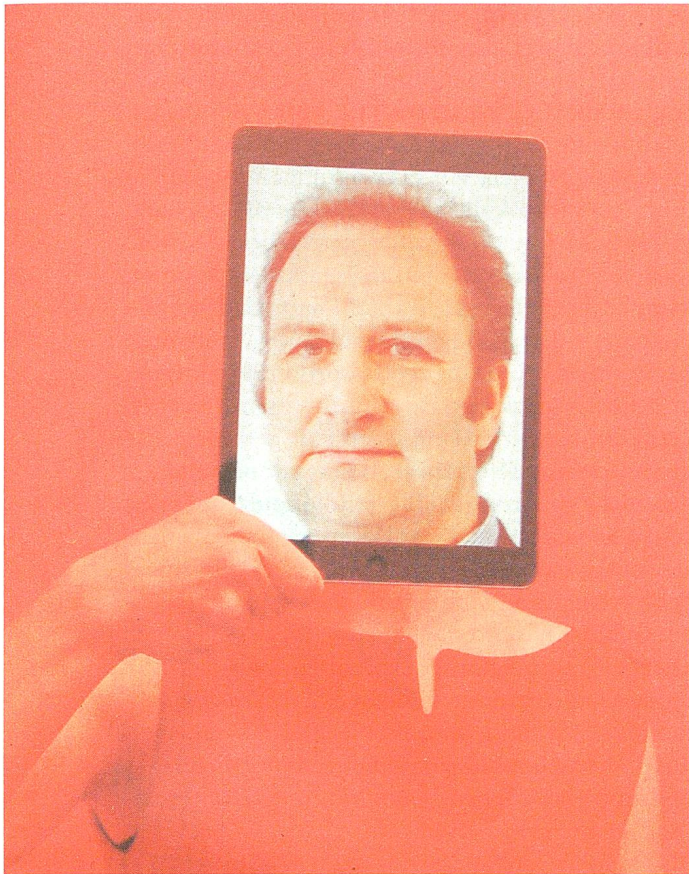
Diesen «Flow-Zustand» kennt die Psychologie gut, und er ist kein neues Phänomen. Genauso wenig wie das Bedürfnis nach Gesellschaft und sozialen Kontakten. Zugegebenermaßen hat sich unsere Kommunikation seit der Erfindung von Kurznachrichten-Apps stark verändert. Es gibt heutzutage selten einen

Augenblick, in welchem wir uns nicht mitten in einem Gespräch mit einer Freundin oder einem Familienmitglied befinden, das jederzeit wieder aufgenommen werden kann. Denn im Grunde ist der Mensch doch ein soziales Wesen, das den Kontakt mit seinen Mitmenschen braucht wie

die Luft, die es atmet. Ein solches Verhalten pathologisieren zu wollen, wirkt skurril.

Schliesslich liegt es doch immer am Nutzer und der Nutzerin, zu entscheiden, wie die Technologien, die ihnen zur Verfügung stehen, gebraucht werden. Es ist ein Trugschluss, der Technologie den Teufel anhängen zu wollen: Technologie ist weder inhärent schlecht noch ist sie von Natur aus gut. Das Selfie, die WhatsApp-Konversation, die reisserische Artikelüberschrift im Newsportal: Die digitale Technologie ist nichts anderes als ein Spiegel, der jene Eigenschaften der Menschen wiedergibt, die bereits vor dem Einschalten des Computers vorhanden waren. Zu behaupten, Technologie ruiniere die Gesellschaft, ist daher nichts weiter als eine feige Ausrede; das Abschieben der Verantwortung auf ein «anderes», der Gesellschaft aufgesetztes Böses. Wie unangenehm wäre es denn, wenn wir uns selbst als Urheberinnen und Urheber des Bösen im Spiegel der Technologie erkennen müssten? ♦

Macht uns digitale Technologie selbstverliebt?



Professor Lutz Jäncke steht auf seine Retinadisplays.

Über Apple und andere Versuchungen

Neurowissenschaftler
Lutz Jäncke erklärt,
wieso iPads nicht
dumm machen und
wie wir am meisten
aus unserem Hirn holen.

Juliana Maric (Interview)
und Oliver Camenzind (Bild)

**Wie viel Zeit verbringen Sie täglich damit, auf
Bildschirme zu schauen?**

Ich schätze 12 bis 14 Stunden? Ja, ziemlich viel. Ich sitze ja nur vor diesen Dingen.

Finden Sie, das ist zu viel?

Manchmal ja, aber nicht immer. Ich lese unheimlich viel, mittlerweile auch mehr auf Bildschirmen. Auf dem iPad beispielsweise lese ich immer meine Klassiker. Da kann ich dann den Bildschirm schön hell und die Zeichen grösser machen. Das entspannt mich beim Lesen deutlich mehr als ein Buch in der Hand zu haben.

Davon gehen doch die Augen kaputt.

Das ist Quatsch. Vorausgesetzt, Sie haben einen guten Bildschirm. Die alten Computerbildschirme flackerten deutlich mehr als die neuen. Das war nicht gut. Beim modernen Laptop ist es nicht mehr ganz so schlimm. Ein Retina Display beispielsweise ist wirklich unschlagbar.

Und ohne Retina Display?

Geht auch. Die Apple-Bildschirme finde ich einfach cool. Ich bin begeistert von der Qualität! Ich habe gerade meinen Bildschirm mit gestochen scharfen Gehirnbildern vor mir. Das ist der Wahnsinn.

**Hat das ständige Starren auf Bildschirme Auswir-
kungen auf unser Gehirn?**

Alles, was Sie häufig tun, hat Auswirkungen auf das Gehirn. Ob es negative Folgen hat, da bin ich mir nicht sicher.

Sollte man Kleinkinder mit iPads spielen lassen?

Das werden sie eh irgendwann machen. Ich sehe prinzipiell kein Problem in der Nutzung digitaler Medien, sondern eher in der Art und Weise, wie man diese Medien nutzt. Das wäre ungefähr so, als wenn man sagen würde, Essen macht dick, also esse ich nicht mehr. Sie müssen lernen, das Richtige zu essen. Ähnlich sollten Sie auch mit dem iPad und anderen Geräten umgehen.

**In Ihrer Vorlesung empfehlen Sie Apps wie 3D
Brain, eine App, in der man sich die Anatomie des
Gehirns dreidimensional und vielschichtig
anschauen kann.**

Zum Beispiel. Früher haben wir in der Hirnanatomie noch echte Gehirne seziiert. Zu Beginn des Sommersemesters arbeiteten wir an ganzen Gehirnen, am Ende des Semesters sahen die aus wie Zürcher Geschnetzeltes.

**Macht es einen Unterschied, ob man am Bildschirm
oder mit Skalpell seziiert?**

Das Digitale sollte man zusätzlich machen. Das

bringt einen ganz neuen Erkenntnisgewinn. Früher hätte man zum Beispiel nie darüber nachgedacht, dass Gehirne verschiedener Personen unterschiedlich sein könnten. Aber weil jetzt so viele Gehirne digitalisiert sind, kann man diese analysieren und erkennen, wie unterschiedlich sie tatsächlich sind. Locker, lässig am iPad.

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Das Musizieren mit Apps wie GarageBand und das Musizieren mit echten Instrumenten: Bringt das dieselben Vorteile fürs Gehirn?

«Die Hirne sahen aus wie Zürcher Geschnetzelt»

Ich glaube, dass virtuelles Musizieren in die Nähe dessen kommt, was mit realem Spiel zu tun hat. Die mit echten Instrumenten erwor-

benen Fähigkeiten kann man jedenfalls mittels digitaler Medien abrufen. Wir bringen also etwas Reales in die virtuelle Welt. Ich bin auch davon überzeugt, dass unser Gehirn in der Lage ist, imaginäre Welten zu erschaffen, die täuschend real wirken. So wie in der Matrix.

Keine schöne Vorstellung.

Das ist natürlich Science-Fiction, aber ich könnte mir gut vorstellen, dass ein erwachsenes Gehirn irgendwann mal ohne Körper existieren könnte, vorausgesetzt, es hat genügend Informationen aus der realen Welt gespeichert. Diese wären dann abrufbar und könnten ein Bewusstsein über das Leben in einer realen Welt generieren.

Apropos Matrix. Glauben Sie an die Theorie, dass wir in einer Simulation leben?

Nein. Möglich wäre es aber. Jeder schafft sich ja seine eigene individuelle Realität. Wir glauben, vernünftig zu sein, selbst wenn wir objektiv Unsinniges machen. Wir sind immer der Meinung, in der richtigen Realität zu leben. Wir verurteilen teilweise Menschen aus anderen Kulturen, ohne zu berücksichtigen, dass sie anders aufgewachsen sind als wir. Das ist typisch Mensch und liegt daran, dass unser unglaublich lernfähiges Gehirn dafür geschaffen wurde, sich in verschiedene Kulturen hineinzulernen. Das ist eine bemerkenswerte Fähigkeit, die aber auch viele Probleme mit sich bringt.

Glauben Sie, Ihre Studierenden befinden sich in der Realität Ihrer Vorlesung? Oder sind die auf Social Media?

Also, ich mache mir da gar keine grossen Illusionen, ich glaube, der grösste Teil surft und macht andere Sachen. Ich kriege ja auch mit, dass meine Äusserun-

gen quasi zeitgleich mit Wikipedia, Google und der Online-Literatur abgeglichen werden.

War früher alles besser im Studium?

Ich bin kein Nostalgiker, der meint, früher sei alles besser gewesen. Wir sassen früher mit unserem Schreiber in der Vorlesung, vor uns ein DIN-A4-Blatt, und haben wie die Wahnsinnigen geschrieben, während der Professor an die Tafel malte. Wir konnten kaum atmen. Nach 45 Minuten hatten wir wunde Finger. Unsere handgeschriebenen Mitschriften haben wir dann ordnerweise sortiert, gesammelt und untereinander ausgetauscht. Dann wurden Schreibmaschinen-Tipp-Gruppen gebildet, die diese Handschriften zusammenfassten. Heute ist das nicht mehr so. Meine Studierenden werden schon nervös, wenn die Vorlesungsfolien, die man sich mit grosser Mühe zusammengebastelt hat, nicht perfekt einen Tag vor der Vorlesung in hervorragender Qualität herunterladbar sind. Das ist eine ganz andere Konsumhaltung. Das heutige Studieren bietet durch die modernen Medien mehr Möglichkeiten zum Wissenserwerb. Der Nachteil ist, dass man durch die vielen Informationen leichter abgelenkt und das Wesentliche aus den Augen verlieren kann.

Also sind Sie froh, dass Sie jetzt nicht Student sein müssen, sondern Professor sein dürfen?

Manchmal. Ich bin mir nicht sicher. Ich spreche hier ja über mein Leben und meine Vergangenheit. Ich sehe grosse Vorteile im heutigen Lernalltag. Der Nachteil ist, dass gelegentlich der Tiefgang und die Musse fehlen. Die Studierenden kommen nicht mehr dazu, sich selbst etwas zu überlegen und sich selbst forschend auf den Weg zu machen. Heute wird auf Teufel komm raus konsumiert, und das teilweise oberflächlich. Man weiss die Information nicht zu schätzen, die man gerade geniesst, weil man den Eindruck hat, es sei einfach zu viel von allem da.

Die Fähigkeit des Gehirns zum Multitasking wird ja heutzutage oft positiv bewertet. Was sagen Sie dazu?

Können wir als junge Generation besser multitasken als die Generation vor uns?

Der Homo sapiens ist grundsätzlich kein Multitasker. Wir sind nicht als solche evolutioniert. Das Wesen des Menschen besteht darin, aus der Menge der Informationen das Wesentliche auszuwählen und unnötige Distraktoren zu unterdrücken. Die jungen Menschen heutzutage lernen kaum mehr, Distraktoren zu unterdrücken. Sie lernen eher, ihnen nachzugeben. Sie können sich heutzutage auf dem iPhone Game of Thrones rauf und runter in hoher Qualität und jederzeit anschauen. Wir ha-

«Der Homo sapiens ist kein Multitasker»

ben früher vier Wochen lang auf eine Karte für Ben Hur gewartet. Sie würden in dem Film keine drei Sekunden ausharren, sondern schon zum nächsten Reiz springen, und dann zum Übernächsten. Das ist ein Problem.

Und was kann man dagegen machen?

Sie müssen sich zwingen, den aktuell anliegenden und angenehmen Reizen nicht sofort nachzugeben. Der Frontalkortex ist verantwortlich für das Unterdrücken des Irrelevanten und für die Selbstkontrolle. Dieses Hirngebiet muss man durch Belohnungsverzögerung trainieren.

Können Sie mir ein praktisches Beispiel nennen?

Sie haben morgen eine Griechisch-Klausur. Sie sitzen in Ihrem Zimmerchen und lernen intensiv. Plötzlich klopft es an der Tür. Da steht Ihr Freund, den Sie seit Wochen nicht gesehen haben. Was machen Sie?

Ich lerne natürlich weiter für die Klausur.

Was passiert in dem Moment? Sie entscheiden sich gegen eine Belohnung, zugunsten einer Tätigkeit, von der Sie noch nicht einmal wissen, ob dafür später eine Belohnung überhaupt zur Verfügung steht. Das ist

«Wir lernen bis zwanzig Minuten vor dem Tod»

jetzt ein Alltagsbeispiel. Aber als Studentin bewegen Sie sich schon in einer anderen Liga. Sie haben Ihren Frontalkortex bereits trainiert. Deswegen studieren Sie ja und stimulieren nicht von morgens bis abends Ihr Lustzentrum.

Was, wenn doch? Kann man den Frontalkortex im Erwachsenenalter noch trainieren?

Man kann. Das Gehirn ist trainierbar. Bis an das Ende des Lebens, bis circa 20 Minuten, bevor wir das Zeitliche segnen. Es dauert nämlich ungefähr 20 Minuten, bis sich die ersten neuronalen Netzwerke anatomisch und funktionell anpassen.

Was würden Sie den Studierenden raten: Wie holen wir das meiste aus unserem Hirn?

Erstens: Lernen Sie, sich über einen längeren Zeitraum konzentriert mit einer Sache auseinanderzusetzen. Sie müssen Ihrem Gehirn aber auch mal freien Lauf lassen. Das bedeutet nicht, sich mit irgendwelchen Spielen vollzudröhnen, sondern sich Ruhe und Schlaf zu gönnen oder sich mit ästhetisch interessanten Dingen auseinanderzusetzen.

Zweitens: Trainieren Sie Ihre kreative Denkweise. Unser Gehirn ist ein Interpretationsorgan. Wenden Sie das Gelernte kreativ an. Nicht einfach repetitiv alles nachmachen. Wenn Sie Psychologie studieren,

dann versuchen Sie Alltagsphänomene zu erklären. Drittens: Lernen Sie, sich sprachlich mit den Sachen auseinanderzusetzen. Formulieren Sie die Probleme und Informationen zumindest geistig. Wenn Sie Zeit haben, schreiben Sie es nieder.

Weil man Informationen besser aufnimmt, wenn man sie mit dem Stift schreibt, als wenn man mit den Tasten tippt?

Ja, es hat nicht denselben Lerneffekt. Das ist auch wissenschaftlich belegt. Wenn Sie mit der rechten Hand schreiben, dann wird der Stift vom linksseitigen sensomotorischen Kortex kontrolliert. Beim Rechtshänder befindet sich auf der linken Hemisphäre auch das Sprachzentrum. Die Motorik ist so also sehr eng an die Sprachzentren gekoppelt und es müssen keine Kreuzungen auf die andere Hemisphäre durchgeführt werden. Tippen Sie aber bimanual in den Computer ein, müssen Ihre beiden Hände erst koordiniert werden. Sie haben den rechten und linken sensomotorischen Kortex aktiv. Die Sprachareale müssen immer wieder mit den kontralateralen Hirngebieten kommunizieren. Das führt zu einer erhöhten Konzentration auf die motorische Kontrolle und einer grösseren Fehleranfälligkeit.

Den hektisch vor sich hin tippenden Studenten in Ihrer Vorlesung würden Sie also raten, einen Stift und ein Blatt Papier zur Hand zu nehmen?

Ja, in der Tat. Das sage ich auch oft. Ich schreibe selbst viel von Hand. Ich habe immer ein Heft und meinen Füller dabei. Dabei nutze ich bewusst den Füller. Er ist schöner als billige Schreiber und durch die Tinte sieht man

«Am Strand lese ich Kriminalromane»

das Geschriebene klarer. Man bekommt einen ästhetischen Eindruck, nimmt sich Zeit und schmiert das Geschriebene nicht einfach so hin.

Zum Lesen nehmen Sie dann aber doch lieber den Bildschirm zur Hand?

Auf Reisen und wenn ich keine Lesebrille aufziehen will. Aber ich bin Dual-Leser, könnte man sagen. Am Strand beispielsweise lese ich nur Kriminalromane und dann immer auf Papier. ♦

Zur Person

Der Neuropsychologe Lutz Jäncke (59) kam 2002 an die Universität Zürich und ist seither Ordinarius für Neuropsychologie. Er ist einer der meistzitierten Wissenschaftler und wurde schon vier Mal für seine herausragende Lehre ausgezeichnet. Weitere seiner Erkenntnisse kann man im Buch «Ist das Hirn vernünftig?» nachlesen.

Die Revolution des Lernens

Das Internet zerschlägt das Wissensmonopol der Universität. Wie das die Zukunft der Lehre verändert und wieso wir davor keine Angst haben sollten.

Reto Heimann

Acht Uhr morgens, eine beliebige Vorlesung an der Universität Zürich. Eine Studentin, nennen wir sie Rahel, klappt ihren Laptop auf, ihr Handy neben sich auf dem Tisch. Sie macht sich Notizen direkt in die digitalen Vorlesungsfolien. Rahel ist nicht alleine. Kaum jemand im Raum schreibt noch mit Stift und Papier. Ein Saal voller in den Bildschirm starrer Menschen, das mechanische Klappern der Tastaturen; die technischen Geräte, die einen völlig absorbieren: ein Bild, das einem durchaus Angst einjagen könnte. Doch Forscherinnen und Forscher, die das digitale Lernverhalten untersuchen, relativieren: «Man muss die Digitalisierung im Kontext der Medienentwicklung sehen», sagt Daniela Tenger, die bis Mitte 2016 am Gottlieb-Duttweiler-Institut unter anderem zu Bildung und Kultur geforscht und dort einen Text mit dem Titel «Lernen 2025» verfasst hat. Die medial geschürte Furcht vor der kompletten Digitalisierung des Lebens relativiert sie, gerade in Bezug auf die Uni: «Die Menschen haben bei jeder technischen Neuerung Angst, ihr Leben werde grundlegend umgekrempelt. Nur hat sich bis jetzt im Bildungsbereich erst wenig verändert.»

Konzentrationskiller Multitasking

Rahel notiert fleissig, doch immer wieder plätschern Nachrichten auf ihr Telefon und ihren Laptop. Alles geschieht parallel: dem Professor zuhören, Nachrichten zum letzten Abend und zum kommenden, alle möglichen Social-Media-Kanäle – die Ablenkung ist perfekt. Eine Tendenz, die Oliver Bendel, der an

der Fachhochschule Nordwestschweiz zu Informations- und Maschinenethik forscht, beschäftigt: «Die Digitalisierung verändert unser Verhältnis

Konzentrationsgefährdung darstellen, meint Bendel weiter.

Endlose Alternativen

Während im Unterricht wenigstens eine anwesende Lehrperson versucht, die Aufmerksamkeit auf sich und ihr Wissen zu lenken, sieht es

ganz anders aus, sobald die Vorlesung zu Ende ist. Tenger sieht die Deutungshoheit der klassischen Bildungsinstitutionen unter Druck.

«Die Uni erfährt enorme Konkurrenz durch alternative Möglichkeiten, Wissen zu erlangen», sagt sie und nennt als Beispiele YouTube-Videos oder Lern-Apps. Für Studierende sei das in erster Linie ein Vorteil. «Die Frage ist nur, wie man sich der Qualität des vermittelten Wissens sicher sein kann, wenn nicht mehr das offizielle Logo der Uni draufprangt.»

Überforderung

Später ist Rahel in der Zentralbibliothek. Inmitten von Millionen von Büchern sitzt sie vor ihrem Notebook und liest in einem Buch, das sich in einer Bibliothek in den USA befindet. Das Wissen speist sich längst nicht mehr nur aus den etablierten Institutionen und bekannten journalistischen Publikationen.

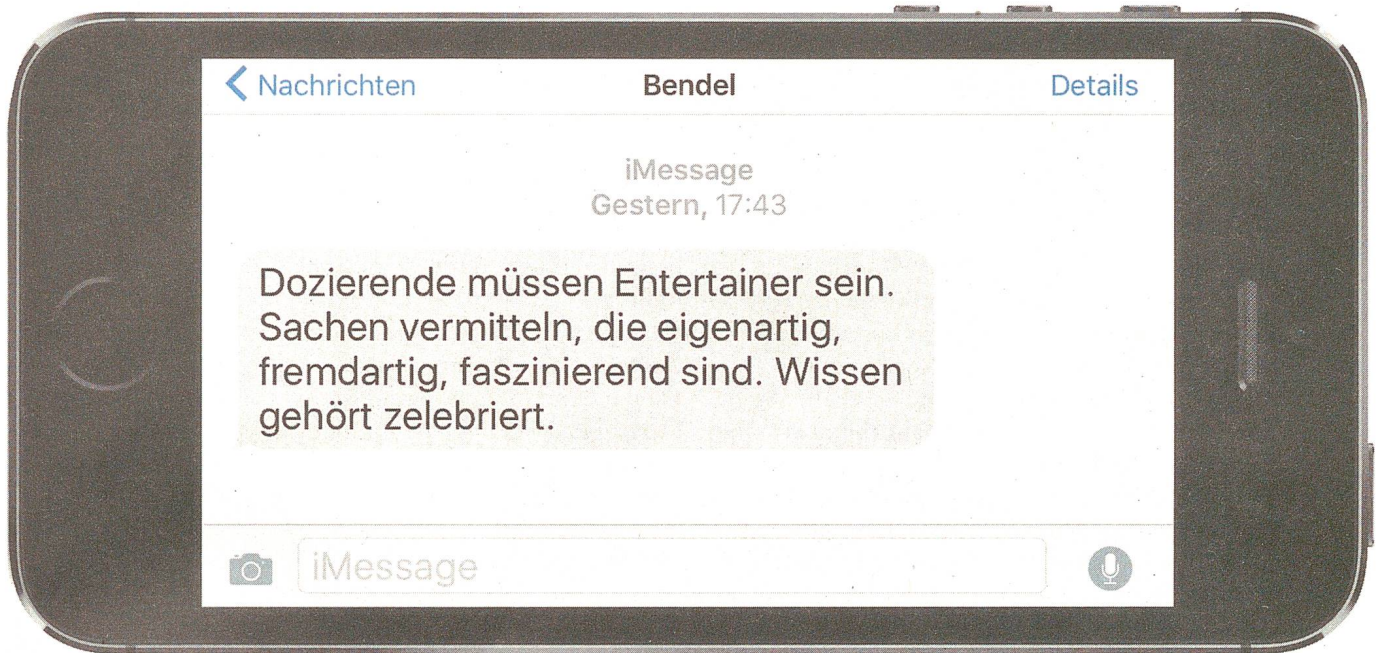
Für Bendel ist der kritische Punkt die Quelle der Information. «Die Frage ist: Wer bietet mir das Wissen an? Wenn ich etwas über die Entstehung der Welt lernen will und dann statt in einem soliden Evolutionsseminar auf einem Informationsvideo von Kreationisten lande, so ist das heikel.» Bendel sieht das Problem nicht nur in der Flut des mehr oder weniger zuverlässigen Wissens: «Je komplexer die zu vermittelnde Information, desto mehr versagt die Digitalisierung.»

Ist das Netz also zu dumm für komplexe Gedankengänge? Oder liegt es daran, wem wir bei der Informationsbeschaffung vertrauen und wie gemühtlich wir es uns machen? «Die Digitalisierung bietet

Die Deutungshoheit der Universitäten ist unter Druck

«Menschen haben Angst vor technischen Neuerungen»

zur Gleichzeitigkeit. Die Studierenden sind physisch anwesend, aber gleichzeitig völlig woanders. Nur bei Reizwörtern wie «Prüfung» kehren sie gedanklich in den Unterrichtsraum zurück.» Digitalisierung und vor allem digitale Medien würden eine akute



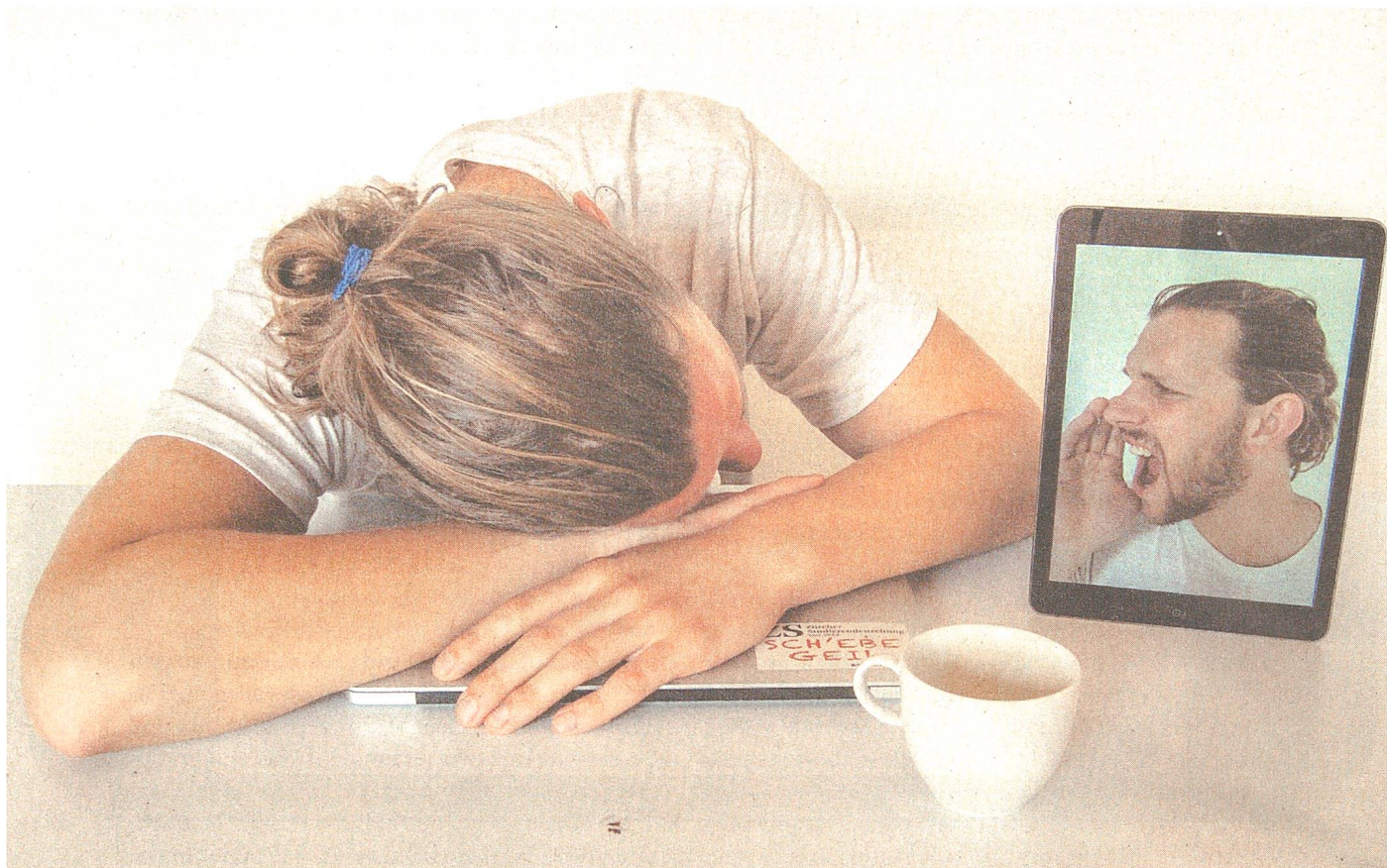
den Menschen eine unglaubliche neue Vielfalt», ist auch für Zukunftsforscherin Tenger klar. Aber: «Die Informationsbeschaffung wird immer einfacher, dafür auch immer schnelllebiger und unzuverlässiger. Das grenzenlos verfügbare Wissen kann schnell zur Überforderung führen.»

Screen im Kopf

Tatsächlich wachsen die digitale und die analoge Wissenswelt immer mehr zusammen. Wo man heute ganz selbstverständlich zwischen Büchern und persönlichem Gespräch, zwischen Wikipedia und OLAT hin- und herwechselt, wird in Zukunft auch der einzelne Mensch immer mehr mit der digitalen Technologie verschmelzen.

«In den kommenden Generationen wird es immer mehr Menschen geben, die bereit sind, sich Chips oder andere technologische Hilfsmittel zu implantieren, um ihre Lernleistung zu verbessern», meint der Maschinenethiker Bendel. Das stelle die Universität vor Herausforderungen: «Wie soll dieser technologische Vorteil überprüft werden? Es geht nicht mehr nur um Menschen, die vor Computern sitzen, es geht je länger je mehr auch um Computer, die in Menschen sitzen.» Bald haben wir also den

Screen einfach im Kopf statt vor der Nase. Vielleicht wird sich gar nicht so viel ändern und in Zukunft werden ganz gewöhnliche Menschen, die vielleicht Rahel heissen, das digitale Wissen unmittelbar vor dem geistigen Auge haben. Der wirklich springende Punkt wird sein, welches Wissen sie sich auf den implantierten Chips speichert. Früh aufstehen, um in die Vorlesung zu radeln, müsste Rahel dann nicht mehr, schliesslich wäre ja alles Unterrichtsmaterial noch einfacher abrufbar, als es jetzt schon ist. «Wenn die Lehre über die Unterrichtsmaterialien hinaus nichts weiter bietet, dann gibt es keinen Grund mehr, an die Uni zu gehen. Daher ist es wichtig, dass die Dozierenden Anreize schaffen, dass man sie live erleben will», meint auch Professor Bendel und fordert: «Dozierende müssen Entertainer sein. Sachen vermitteln, die eigenartig, fremdartig, faszinierend sind. Wissen gehört zelebriert. Und das ist zum Glück nur schwer über Screens zu erreichen.» Bleibt also zu hoffen, dass es die Lehre schafft, sich an das Verhalten Rahels und ihrer Generation anzupassen. Damit auch in Zukunft nicht nur auf die Bildschirme, sondern weiterhin in die Augen der Lehrperson geschaut wird. ♦



Screen, wohin man schaut. Verliert Basil seine Sinne?

Digitales Delirium

Vier Tage nur am Screen.
Unser Redaktor macht
den Selbstversuch.

Basil Noser (Text)
und Michael Kuratli (Bild)

«You know what's sexy? – A real conversation!» Mit diesen Worten begann mein Experiment. Es war Montagmorgen und dies der erste Satz, den ich las. Eine Freundin, an deren Namen ich mich bloss dank Facebook erinnere, hatte ihn gepostet. Ich fragte mich, was sie wohl mit «real» meinen könnte. Und was zur Hölle soll daran sexy sein?

Vielleicht lässt es sich herausfinden, wenn ich lange genug auf ebendiese Realness verzichte. Das war das Ziel meines Versuchs: vier Tage ohne greifbaren Kontakt zu anderen Menschen. Stattdessen sollten Screens aller Art die Lücke füllen. Und mehr als das: Ständig sollten sie mich umgeben, ausser im Schlaf.

Ich war vorbereitet, ohne einen Finger zu rühren. Es waren Ferien, niemand zuhause. Und wie immer in nächster Nähe: Handy, Laptop und ein funktionierendes WLAN-Netz.

Essen übers Netz

Montag also, etwa 8 Uhr, und Sexyness war mir gerade so lang wie breit. Tief die Leere im Kühlschrank, das war mir nicht egal. Doch keine Panik, einer der wichtigsten Survival-Tipps für das Überleben in der Screenwüste ist mir nicht entgangen: Coop@home. Ich liess mir Aufbackgipfel und Comella vor die Tür stellen. Zusammen mit allen Zutaten für Jamies Easy Family Lasagne. Ja, der gute Jamie! Via YouTube half

er mir beim Zubereiten des Mittagessens. Und zwischendurch machte er sogar noch einen Witz.

Am Abend war ich das Fernseh-Nachkochen aber bereits leid. Schliesslich hatte ich gerade 32 Minuten Fat-Burning Cardio-Workouts mit Kelly von fitnessblender hinter mir und deshalb auch keine Not, erneut aktiv zu werden. Alternativen fand ich zum Glück genügend. Don't cook, eat.ch. Ein Slogan, der meine Bedürfnisse für den bevorstehenden Abend grandios umschrieb. Ich schleppte mich und meinen Laptop auf die Couch und wartete, bis der Kurier mein online bestelltes Chop Suey brachte.

Als es an der Tür klingelte, hatte ich seit zwölf Stunden nahezu pausenlos auf einen Bildschirm gestarrt. Danke, das passt so, sagte ich und schloss die Tür hinter mir wieder ab. Meine erste und letzte Begegnung in diesen vier Tagen. Meteo hatte recht, es war bewölkt.

Arbeitssimulation

Kann mein Versuch als Beispiel für einen dauerhaften Zustand dienen? Falls ja, muss ich für Einkommen sorgen können. Ich durfte also nicht die ganze Zeit so untätig bleiben wie eben beschrieben. Schliesslich ist die virtuelle Welt nebst Konsumoase auch ein Ort fürs Schaffen und Arbeiten. Homeoffice nennt es der Bürogummi, für mich hätte es Fernstudium im Schlafzimmer besser getroffen. Als Student musste ich mit OLAT simulieren, wie sich das Erwerbsleben von Zuhause aus anfühlt.

Und es fühlte sich gut an. Konzentriertes Lernen am Computer war Erholung von den dutzenden

Fernsehserien, die mir das Gehirn vernebelt hatten. Ich vergass meinen Versuch und beinahe auch, dass ich vor einem Bildschirm sass. Ausserdem war die Situation

Für die Romantiker: YouPorn im Kerzenlicht

mir nicht unbekannt. Ich hatte wohl schon etliche Lernphasen gehabt, in denen ich mehr als bloss vier Tage ständig in einen Screen starrte.

Zu Recht also der Einwand, dass ich mich keiner Extremsituation aussetzen musste. Eigentlich hatte ich nur einen ohnehin grossen Teil meines Alltags intensiviert und das ganze analoge Restleben in mein Zimmer bugsiert. Und es funktionierte! Es gab nichts, das mich gezwungen hätte, nach draussen zu gehen. Fitnesstraining, Kochkurse, Vorlesungen als Podcast, News und Filme. Kleine Talks auf WhatsApp, grössere per E-Mail, etwas Flirten auf Tinder und für die Romantik YouPorn im Kerzenlicht. Alles auf denselben 20 Quadratmetern. Überlebenskünstler muss man dazu mitnichten sein.

Drei Tage klebten meine Augen bereits am Screen. So weit, so normal. Das Schlimme daran war,

dass meine Ambitionen für ein sinnlich gestaltetes Leben von Tag zu Tag abnahmen. Ich verlumpete innerlich und äusserlich. Keine angenehm rauhen, weil frisch gewaschenen Jeans mehr; der feurige Appetit am Ende einer Bergwanderung oder der süssliche Geruch eines Sommerregens auf dem Asphalt waren fast vergessen. Das Erleben meiner Umwelt mit Händen und Füssen, Augen und Ohren wurde mir zwar nicht gleichgültig, doch verlor es an Wichtigkeit. In meinen Sinnen stellte sich eine Trägheit ein, die kaum mehr Ansprüche stellte. Temperamentlos tat ich, was zu tun war.

Aufwandsminimierung die Maxime. Ich wurde zu faul, um mir Schönes zu gönnen.

Für das vier Tage lang geführte virtuelle Leben war

mein Leib entbehrlich. Würde ich diesen Versuch weiterführen, über etliche Wochen, würde mein Körper mir dann gar zur Last? Mühsame Sportübungen, allein um Rückenschmerzen nach permanentem Liegen und Sitzen vorzubeugen?

Und dann die täglich wiederkehrende Notdurft, für deren Erledigung ich ein eigenes Zimmer finanzieren muss. Teuer auch das Essen. Dreimal täglich muss ich Futter schaufeln, weil meine sterbliche Hülle selbst im Leerlauf dermassen viel Energie verschleisst. Wäre all das nicht abschaffungswürdig?

Sinnlicher Sinn

Es liegt mir fern, diese Frage an mir selbst beantworten zu wollen. Vier Tage waren kurz genug, um mich danach wieder erfolgreich gegen das Dahinvegetieren auflehnen zu können. Seither fühle ich mich wieder beschwingter. Ich denke, weil Markus Werner recht hatte, als er in seinem Buch «Froschnacht» erklärte, Sinn liege im Sinnlichen und unsere Sinnkrisen seien primär Krisen unserer Sinne.

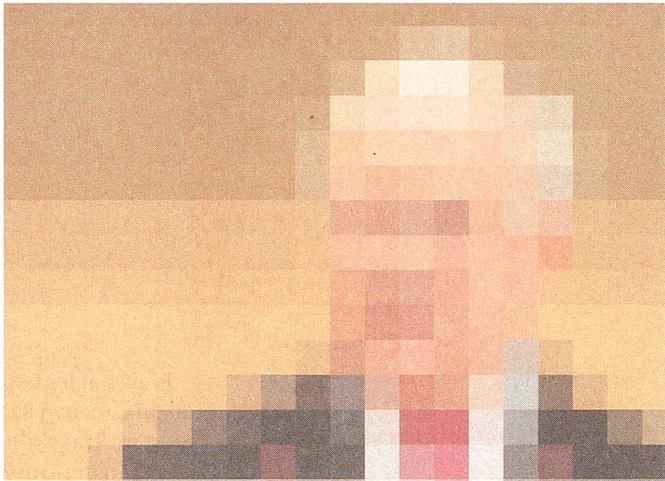
Ich kann mich wieder mit anderen Menschen austauschen. Kann mit ihnen debattieren, flirten und streiten. Genau wie ich es auch über Screens konnte. Mit einem Unterschied: Ich kann sehen, wie sie ihre Augen verdrehen, riechen, was sie eben gegessen haben, hören, dass sie erkältet sind, und über den Parkettboden spüre ich, wie ihr Fuss hektisch auf und ab wippt, wenn sie nervös sind. Ob das sexy ist, weiss ich noch immer nicht. Ich gehe jetzt wieder nach draussen und suche nach Antworten. Meinen Körper nehme ich mit. ♦

Ich verlumpete innerlich und äusserlich

Der Zukunft hinterhergerannt

Die Universität startet mit viel Prominenz eine Initiative zur Erforschung der digitalisierten Welt. Doch haben Politik und Forschung den Anschluss nicht längst verpasst?

Dominique Zeier



Lädt langsam: Bundesrat Schneider-Ammann.

Die Aula der Universität Zürich war beinahe bis auf den letzten Platz gefüllt, als Rektor Michael Hengartner letzte Woche zur Lancierung der UZH Digital Society Initiative (DSI) lud. Versammelt hatten sich Interessierte aus Forschung und Wirtschaft, alle wollten sie der geballten Politprominenz zuhören: Bundespräsident Johann Schneider-Ammann und die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner gehörten zu den Vortragenden.

Bei der DSI handelt es sich um eine Forschungsinitiative, welche den Einfluss der Digitalisierung auf Gesellschaft und Wissenschaft untersuchen will und alle Fakultäten der Uni Zürich umfasst. Die Initiative wird die Hochschule 300'000 Franken kosten, schätzt Hengartner. Rund die Hälfte davon soll mit Drittmitteln finanziert werden.

Im Zuge der Initiative werden verschiedene Projekte gestartet, die zu einem besseren Verständnis des technologischen Fortschritts und der Rolle, die er für die Gesellschaft spielt, führen sollen. So beschäftigt sich eines der Forschungsprojekte mit den Auswirkungen von digitalen Assistenten – beispielsweise Smartphones – auf menschliche Emotionen; und damit, wie sich unsere Navigationsfähigkeit durch die Unterstützung von digitalen Karten verändert. Ein anderes Forschungsprojekt untersucht die Möglichkeiten, mittels Videospielen moralisches Empfinden zu schärfen.

Eine neue Art von Demokratie?

Im Kern aller Lancierungs-Vorträge steckte eine grundsätzliche und nicht unbedingt neue Feststellung: Technologie und Digitalisierung sind mittlerweile allgegenwärtig und verändern die Gesellschaft grundlegend. Diese Aussage wurde durch das wiederholte Klingeln eines Handys und den fahlen Schein einiger Smartphone-Displays im Saal nur allzu deutlich unterstrichen. Dass die Wissenschaft aber noch wenig über die Auswirkungen dieser Veränderungen weiss, betonte Rektor Hengartner in seiner Begrüssungsrede. Es sei unumgänglich, dass sich Digitalisierung auch auf die politische Verfasstheit unserer Gesellschaft auswirkt: «Daher ist es nun höchste Zeit, dass wir differenziert und kritisch darüber nachdenken, wie diese neue Art von Demokratie gestaltet werden soll.»

«Wir machen keine Interventionspolitik»

Einerseits handelte es sich bei der Veranstaltung um eine Art PR-Anlass für das kürzlich eröffnete Museum of Digital Art in Zürich und andererseits um eine Parade für Wissenschaft und Forschung. Dennoch wagte Schneider-Ammann zu erwähnen, dass die Digitalisierung auch einen negativen Effekt haben könne: «die Angst vor der Blossstellung von persönlichen Daten, gar der Blossstellung der eigenen Persönlichkeit an sich». Dazu passte das projizierte Bild, das über dem Anlass schwebte: eine Gruppe von Menschen, die nur als Schattenprofile erkennbar sind, die Körper von Nullen und Einsen ausgefüllt. Dem Bundespräsidenten war es trotz dieses Szenarios jedoch offensichtlich wichtig, zu betonen, dass Verbote kein taugliches Instrument zur Steuerung einer Welt im Wandel seien. Unmissverständlich statuierte er: «Wir machen keine Interventionspolitik. Denn am besten unterstützt man politisch, indem man sich zurückhält.»

Der Rektor seinerseits betonte, dass er überzeugt sei, dass wir den technologischen Wandel «proaktiv» mitgestalten können. Aber nach diesem hochdekorierten Startschuss der DSI bleibt die Frage, ob man im Jahr 2016 mit einer solchen universitären Forschungsinitiative der Digitalisierung nicht etwas unbeholfen hinterherrennt, während private Weltunternehmen das Zepter schon längst in den Händen halten und die Richtung vorgeben. ♦

Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERISCHES NATIONALMUSEUM. MUSÉE NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZIONALE SVIZZERO. MUSEUM NAZIONALE SVIZZERO.

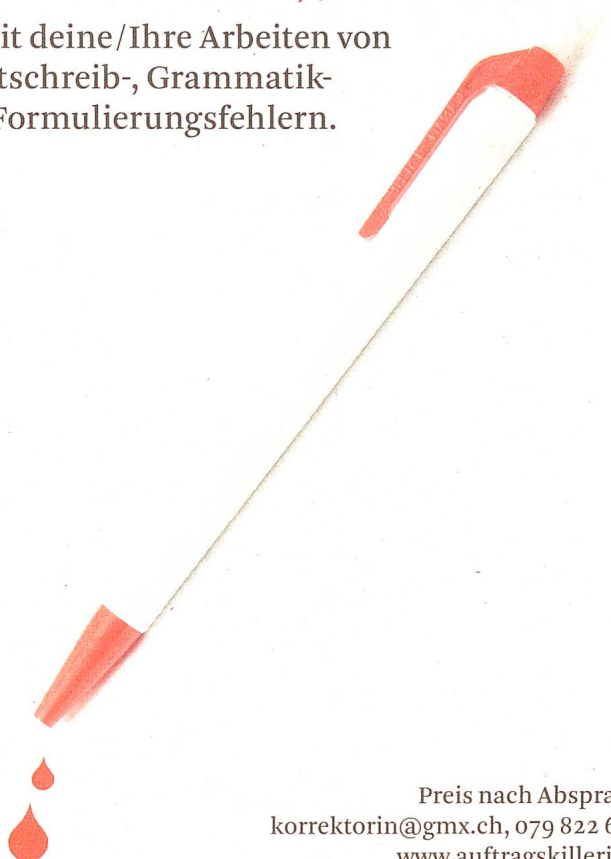
30.9.2016
9.15 – 18.15 h
Eintritt
CHF 10

SYMPOSIUM „HOLBEIN- MADONNA“

Weiter Infos und Tickets unter www.landmuseum.ch > Veranstaltungen

Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von
Rechtschreib-, Grammatik-
und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprache.
korrektorin@gmx.ch, 079 822 63 13
www.auftragskillerin.ch
(Studentin an der Uni Zürich,
Lektorin der ZS)

EINSTEIGEN BEI HAYS

HAYS Recruiting experts
worldwide

ERFOLG IST EINSTELLUNGSSACHE

Du hast es in der Hand.

Dein Herz schlägt schneller. Das erste Meeting beim Kunden. Selbstbewusst erklärst Du dem Geschäftsführer und Personalchef, wie wir von Hays helfen können: die passenden Experten finden, neue Projekte flexibel besetzen ... Überzeugt. Wow, drei neue Anfragen! Ein fester Händedruck zum Abschied. Zurück im Büro gemeinsam mit den Recruiting-Kollegen die Ärmel hochkrempeln und Kandidaten auswählen. Der Kunde wartet schon auf Vorschläge. Und abends dann entspannt mit dem Team anstossen.

Könnte das zu Dir passen? Dann bewirb Dich jetzt unter:
hayscareer.net

Besuche uns auch auf: facebook.com/hayscareer.net



ACCOUNTANCY & TAX / CONSTRUCTION / CONTACT CENTERS / EDUCATION / FINANCE / HEALTHCARE / INFORMATION TECHNOLOGY / LEGAL / LOGISTICS / MANUFACTURING / MARKETING / MEDICAL DEVICES / PHARMACEUTICALS / RETAIL / SAFETY / SERVICES / SUPPLY CHAIN / TELECOMS / TRAVEL & TOURISM / UTILITIES / VENTURE CAPITAL / WEALTH MANAGEMENT / ZONE DEVELOPMENT



Sandro aus Basel

hayscareer.net

Hipster-Lästerei ist des Teufels! — Die Menschen unserer Stadt leiden an einer neuen Zwangsstörung. Wie ein neurotisches Zucken rutscht die ständig gleiche Bemerkung über ihre Lippen: «So ein Hipster!» Nicht objektiv feststellend, nicht wohlwollend, sondern immer in niederträchtiger Manier.

Mann mit langen Haaren: Hipster. Frau mit kurzen Haaren: Hipster. Mensch mit Schambehaarung: sicher bald ein Hipster.

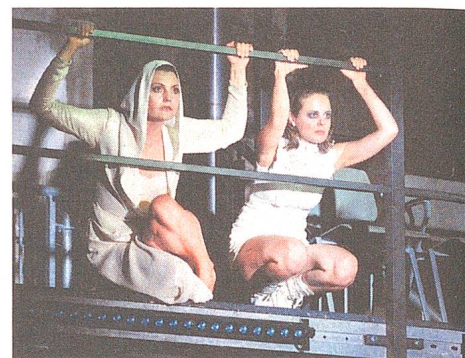
Und du? Aha, entschuldige, du bist Webdesigner. Oder Velokurier. Du bist im Armbrustclub Seefeld? Klar, das ist halt eine kleinere Szene. Oder ziehst du gar ganz dein eigenes Ding durch? Chapeau!

Es ist schon überwältigend, wie viele Nischen für neue Subkulturen ihr findet, um euch darin zu verstecken. Aber sich zu den spiessigen Hornbrillenträgern mit Birkenstocks und Schnauz zählen? Geht's noch! Ein bisschen Individualität darf man sich wohl noch zuschreiben!

Eins sag ich euch, ihr seid alle Hipster. Weil ihr alle Hipster nennt. Es reicht, dass jemand sein Waschmittel im Drittweltladen kauft, schon erliegt ihr dem Lästierzwang. Die Angst braut sich in euch zusammen, den Stempel selbst zu erhalten. Bis sie überquillt und als unbeholfener Hickser vor die Füße des Gegenübers plumpst: «Du Hipster!»

Basil Noser

Wir verteuflern, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.



Harmlose Heldin

Das Schauspielhaus feierte am 10. September Saisonöffnung im Schiffbau mit der Premiere von «Antigone von Sophokles» – in einer Bearbeitung von Feridun Zaimoglu und Günter Secker.

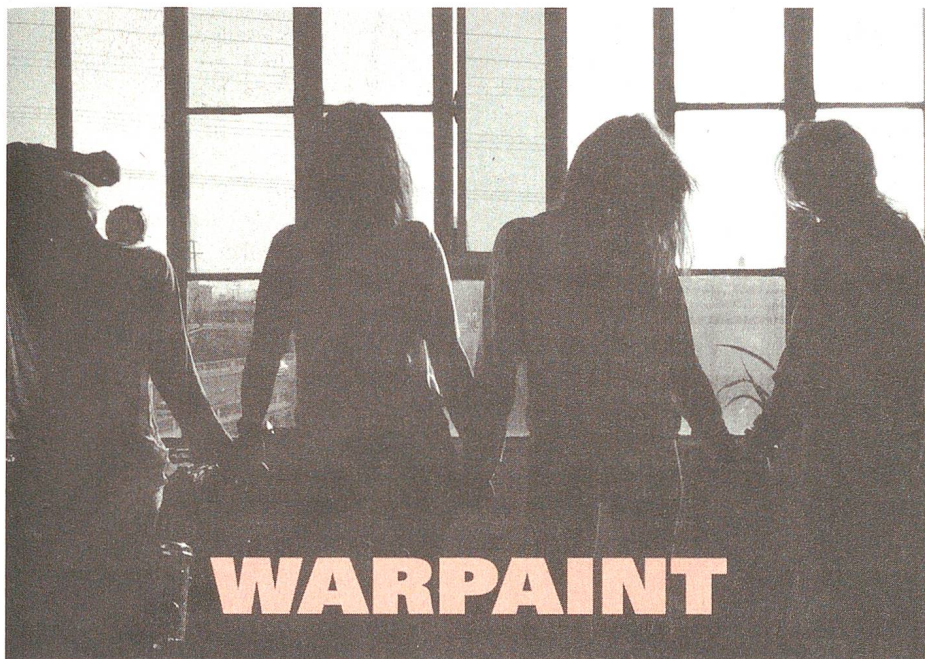
Den Zuschauerinnen und Zuschauern wird in der Halle des Schiffbaus wenig Raum zugestanden. Zu einnehmend ist die überdimensionierte Bühne (Barbara Ehnes), ein fünfstrahliger Stern, um neben sich mehr als ein dreistöckiges Gerüst für das Publikum zu dulden. Zu selbstherrlich ist Kreon, neuer König Thebens, um sich mit weniger zufrieden zu geben. Die Entgrenzung der Bühne hin zu den eingezwängten Zuschauerinnen und Zuschauern entspricht dem Geltungsanspruch autokratischer, oppressiver und Freiheiten beschneidender Macht: Wer kritisiert, wer zuwiderhandelt, wer dem Staat schadet, der wird verleumdet, mundtot gemacht oder gar ausgeschaltet.

Sophokles' Tragödie «Antigone» wurde als «Widerstandsgeschehen» beschrieben, bei dem der Autokrat Kreon (Hans Kremer) seiner Antipodin Antigone (Elisa Plüss) und ihren Fürsprechern zuerst mit zunehmender Härte begegnet und erst dann einlenkt, als es schon zu spät ist. Eine politisch entweder bedrückende oder ermutigende Umschreibung der klassischen griechischen Tragödie, bei der Figuren wie Erdogan und Kim Jong-un angedeutet und ihre im Kern krankenden und rückständigen Systeme aufgedeckt würden, wäre möglich gewesen. Stattdessen haben die Autoren Zaimoglu und Secker eine inhaltliche, sprachliche sowie dramaturgische Schwundform des Stücks gebastelt.

Das Zuwenig an Regie (Stefan Pucher) führt bei gleichzeitigem Zuviel an Personal zu Ausfransung und Verzettelung der Handlung. So hat die Heldin Antigone ihre Strahlkraft verloren, sie ist zum kindisch-aufmüpfigen Mädchen in glitzerndem Achtzigerjahre-Sportkostüm (Kostüme: Annabelle Witt) verkommen, das so laut schreit, wie ihre Gesinnung blind und harmlos ist. Sie hätte das Publikum im Käfig lehren können, was Kritik und vehementer, selbstloser Widerstand bedeuten, verliert sich aber in Vulgarismen und pseudofeministischem Gehabe. Was Antigone versäumt, macht diese «Antigone»-Inszenierung nicht wett. [sis]

«Antigone von Sophokles — in einer Bearbeitung von Feridun Zaimoglu und Günter Secker» läuft noch bis am 24. Oktober im Schauspielhaus Zürich.





Verletzliche Stärke

Warpaint – Kriegsbeimale also – dient im direkten Duell dazu, einen Kämpfer möglichst furchteinflössend aussehen zu lassen. Gleichzeitig verdeckt sie damit wie eine Maske allfällige Schwächen. Diese Synthese von Stärke und Verletzlichkeit, Selbstbewusstsein und Zweifel ist in der Musik der vier Frauen von Warpaint aus Kalifornien Programm: Sie spielen ihre Songs mit einigem Elan, aber ohne jede Rockgören-Attitüde. Sie lassen viel Emotionalität zu, verfallen darüber aber nie in blosses Wehklagen, wie dies Kolleginnen in anderen Genres zur Genüge tun. Seit dem ersten Album, «The Fool», spielt die Band um Frontfrau Emily Kokal einen Stil, den man durchaus rockig, aber gewiss nicht brachial oder lärmig nennen kann.

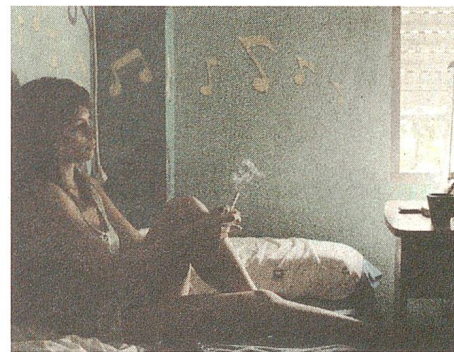
Nun präsentiert die Band mit «Heads Up» ihr drittes Studioalbum. Was zunächst an eine Warnung – vielleicht gar militärischer Art – denken lässt, kommt allerdings keineswegs aggressiv daher: Sehnsucht, Traurigkeit und unerwiderte Liebe sind auch auf dieser Platte die Leitmotive. Das ergibt eine Musik, die man gern auf nächtlichen Heimwegen hören möchte, allein unterwegs im Halbdunkel. Und diese Grundstimmung kommt über die ganzen elf Stücke nie abhanden, gleich, ob Warpaint mit Anklängen an frühen Trip-Hop, poppige Balladen oder ihrem typischen Kunstrocks arbeiten. Beispielhaft hierfür ist etwa der Titelsong, der mit nichts als einem Klavier beginnt, mit der Zeit aber Fahrt aufnimmt und sich gegen Ende in ein schwungvoll grooviges Stück verwandelt. So gelingt es den Amerikanerinnen auch auf dem neuen Album in beachtlicher Weise, ein durchaus abwechslungsreiches Album zu produzieren, ohne dass einer der darauf enthaltenen Songs aus dem Rahmen fiele und den Gesamteindruck störe.

Auf «Heads Up» sind im Vergleich zu den letzten Platten durchaus Entwicklungen hörbar. So haben sich in den bass- und gitarren-

lastigen Sound viele Synthesizer und Effekte eingeschlichen, und selbst das Schlagzeug ist noch elektronischer geworden. Damit findet eine Tendenz Fortsetzung, die sich bereits auf dem Vorgänger gezeigt hat, und das neue Album hört sich noch einen Tick poppiger an. Ausserdem sind vermehrt auch Motive zu hören, die unweigerlich an Musik aus den 1980er-Jahren denken lassen. Trotzdem klingen Warpaint nicht nach plumpem Retropop: Dazu sind die rockigen Elemente aus früheren Tagen während der 52 Minuten noch allzu präsent und der Umgang der Band mit Einflüssen aus anderen Dekaden und Stilrichtungen schlicht zu subtil.

Aber: Das alles bedeutet nicht, dass sich die Band neu erfunden hätte. Ja, die Texte sind noch ebenso bescheiden – um nicht banal sagen zu müssen – wie eh, dafür hat sich auch an der Klarheit der Aufnahmen nichts geändert. Warpaint zeigen einmal mehr, dass ihr Spiel mit kraftvoller Rockmusik und gefühlvoll verletzlichen Liedern bestens funktioniert. So wird sich «Heads Up» wunderbar in die Diskographie der Band einfügen. Als grosse Innovation wird es allerdings kaum in Erinnerung bleiben. Im Grunde tut diese Scheibe nämlich nur genau das, was das neue Album einer potenziellen Lieblingsband tun soll, und nicht mehr: Es klingt so, wie diese Band eben klingt, und kann damit gar nicht verkehrt sein. Brilliant allerdings auch nicht. [cam]

Warpaint: Heads Up.
Rough Trade Records, 2016.



Liebe in Zeiten der Krise

Ein Dokumentarfilm, der ästhetisch und konzeptionell so gestaltet ist, dass er fiktiv statt dokumentarisch wirkt – das ist Jan Gassmanns neuestes Werk. In «Europe, She Loves» nimmt der junge Schweizer Filmemacher das Publikum mit auf einen Kurztrip durch Tallinn, Sevilla, Dublin und Thessaloniki und gibt einen sehr intimen und persönlichen Einblick in das Leben von vier Liebespaaren, die alle mit unterschiedlichen Sorgen und Problemen kämpfen.

Terry und Siobhan aus Dublin versuchen trotz eines kaputten Kühlschranks, finanzieller Nöte und ihrer Heroinsucht, sich irgendwie über Wasser zu halten, schreiben Songs und spielen sie auf der Strasse. In Sevilla verfolgen Juan und Caro unterschiedliche Lebensentwürfe: Sie bewirbt sich für ein Masterprogramm, während er keinen Plan hat, was er mit seiner Zukunft anfangen soll. Derweil bemühen sich die junge Go-Go-Tänzerin Veronika und ihr Partner Harri in Tallinn darum, das Leben in ihrer Patchwork-Familie zu bewältigen. Dabei wünscht sich Veronika, dass Harri ihren ältesten Sohn als sein eigenes Kind anerkennt. In Griechenland beobachtet das Publikum die junge Penny und ihren zehn Jahre älteren Freund Niko: Trotz ihrer innigen Liebe zueinander plant Penny nach Italien auszuwandern, um dort zu arbeiten.

Der Film porträtiert gekonnt den Liebesalltag von vier Paaren der «Lost Generation», die sich in ihren Sorgen um ihre Liebe alle irgendwie ähnlich sind. So zeigt Gassmann, welchen Einfluss die politische und wirtschaftliche Instabilität auf die Liebe zwischen zwei Menschen hat, ohne dabei kitschig zu wirken. Einen grossen Beitrag dazu leisten zum einen die zwar melancholische, aber nie pathetische Filmmusik von David Wengren und zum anderen die vorbeirauschenden Bilder. Das Filmteam wagte sowohl in seiner Herangehensweise als auch in ästhetischer Hinsicht den Grenzgang zwischen Dokumentation und Imagination. Er ist gelungen. [ayf]

«Europe, She Loves» (100 Min.)
Regie: Jan Gassmann
2:1 Film / Luthje Schneider Hör! Film
Kinostart: 29. September 2016



Il Coccodrillo machen auch den Park mit ihren italienischen Chansons zum lauschigen Wohnzimmer.

Möchtegern-Italos

Il Coccodrillo singen Lieder in einer Sprache, die sie nicht verstehen. Wie man berührende Geschichten mit Hilfe von Google Translate zu romantischer Musik macht.

Basil Noser

Wichtiger als Tomaten und Zwiebeln ist Mutters Liebe, will sie ein gelungenes Ragù alla Bolognese kochen. Was nach einem esoterischen Kochrezept klingt, ist Hauptzutat für eine Ode an den Süden. Übersetzt auf Italienisch hört es sich so an: «L'ingrediente più importante, è l'amore della madre.» Gesungen klingt dies romantisch, geradezu charmant.

Genau das lieben Il Coccodrillo, eine junge Band aus dem Raum Zürich. Deshalb spielen die beiden Gitarristen und der Sänger ausschliesslich italienische Chansons. Es gibt aber einen Haken: Keiner von ihnen versteht Italienisch.

Verbindende Unkorrektheit

Was auf den ersten Blick als Problem erscheint, entpuppt sich als grandiose Idee. Ihre Texte schreiben Il Coccodrillo auf Deutsch. Dann rührt Google Translate einmal kräftig um. Heraus kommt

ItaloTranslatorFolk, wie die Band es auf ihrer Website nennt. Zum Beispiel Lieder mit dem Titel «Ragù alla Bolognese», eine Anleitung zum traditionellen Gericht, das auf Italienisch klingt wie ein leidenschaftliches Liebeslied.

«In Sachen Satzstellung ist Google Translate halt noch nicht so weit, das fällt Muttersprachlerinnen schnell auf», sagt der Sänger Benjamin Smart. Dass man einer Band zuhört, die der Sprache ihrer Lieder nicht mächtig ist, merkt man als Nichtmuttersprachler aber kaum. Die Gitarrenmusik, bald wunderschön schweremütig, bald rassig und zum Klatschen animierend, lässt einen weit wegträumen in piemontesische Trockenmauersiedlungen. Und beim Gesang sind es bloss Finessen, die die Band verraten. Aber des Sängers Stimme hat genügend italienischen Charme, um allfällige Akzent-Unreinheiten dahinter verschwinden zu lassen.

ungefähr zu verstehen, worum es geht, das bereitet Freude», meint Benjamin.

Die Geschichte von Antonio

Will man die Inhalte in Il Coccodrillo Liedern noch besser verstehen, so kann man sich das vor Kurzem veröffentlichte deutschsprachige Hörbuch anhören.

Ergänzend zu den Liedern erzählt es die Geschichte des Bauernjungen Antonio, der von seinen Eltern in den Norden Italiens geschickt wird. Dort soll er studieren, um später einmal einflussreicher Politiker werden zu können. Doch dafür ist Antonio nicht gemacht. Getrieben vom Heimweh nach seiner Familie macht er neue Bekanntschaften, die ihm eine Welt zeigen, von der er im Studium niemals erfahren hätte.

Zwischen den einzelnen Kapiteln sind die Lieder eingebettet. Sie handeln zum Beispiel von Antonios

Besuch bei Donna Gasbo. Jährlich veranstaltet sie in ihrem Garten ein Fest, bei dem alle Gäste ihre Identität vergessen: egal ob Mafiosi oder Polizisten, Ärztinnen oder Bettler.

Italienisches Flair in Wiedikon

Die Geschichten, die sie mit den Liedern erzählen, sind Il Coccodrillo wichtig. So

spielen sie am liebsten an kleinen lauschigen Örtchen, wo die Leute kommen, um zuzuhören. Ist man dabei, so fühlt man sich wie in einem grossen Wohnzimmer, in dem die gesamte Familie und Verwandtschaft sitzt und zuhört. Wie un-

Man wünscht sich, auf der Reise durch den Süden dabei zu sein

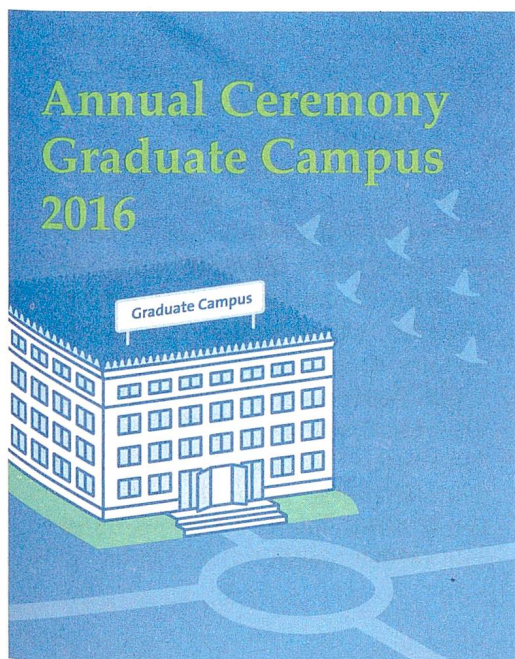
längst bei einem Auftritt in einer kleinen Bar in Wiedikon.

Die drei jungen Männer auf der Bühne, mit luftigen Kurzarmhemden, Schnauz und weissen Socken, liessen an italienischem Flair nichts zu wünschen übrig. Eingelullt in eine klischeierte Italianità schaute man ihnen zu. Auf unbändig verträumte Art musizierten sie über Antonio, sodass man sich wünschte, dabei zu sein auf seiner Reise durch den Süden. Ganz egal, ob man die Sprache dort versteht oder nicht. ♦

Die mangelnde Korrektheit hat etwas Verbindendes

Viel eher hat die mangelnde Korrektheit etwas Verbindendes. Weil die Musiker nicht exakt wissen, was sie singen, sind sie viel näher beim Publikum. Dieses versteht schliesslich auch nur selten genau, was es hört. «Ich glaube, viele mögen unsere Musik, weil wir ein äusserst simples Italienisch verwenden. Musik in einer Fremdsprache zu hören und doch

Das nächste Konzert findet am 11. November 2016 im Dreiraumkultur in Wohlen statt. Il Coccodrillo Musik, ihr Hörbuch sowie weitere Informationen auf www.ilcoccodrillo.co



Mobility – a meaningful end in its own right?

Contemporary academic careers take place in a global arena. Going abroad for research is widely seen as beneficial: It enriches a scientific career and supports the dynamics of research itself. However, the requirement to be active in the international academic arena exerts a lot of pressure on junior researchers. Mobility is seldom questioned or thought about in alternative scenarios. Graduate Campus will take on this challenge at its Annual Ceremony on October 6, 2016!

Program and registration:

→ www.grc.uzh.ch > Annual Ceremony 2016

Club der unbekannten Dichter

Ein paar junge Schreibende treffen sich regelmässig, um sich eigene Texte vorzulesen. Die Treppentexte sind ein Ort zum Ausprobieren und Netzwerken mit ungewisser Zukunft.

Dario Spilimbergo und Tizian Schöni (Text und Bild)



Lockeres Lauschen am See. Die Sommerausgabe der «Treppentexte».

An diesem sommerlichen Freitagabend ist die Rentenwiese dicht bevölkert. In der Nähe des Seeufers ist Applaus zu vernehmen: Ein junger Mann hält ein Blatt Papier in den Händen und hat eben zu Ende gelesen. Vor ihm sitzen rund 20 Menschen und klatschen.

Musik aus einem Lautsprecher wird aufgedreht, Gespräche entstehen, und Bierdosen werden zischend geöffnet. Bis nach ein paar Minuten die nächste Person die Musik leiser dreht und mit Vorlesen beginnt.

Freies Vorlesen

Der Untergrund ist an die sonnige Oberfläche getreten: Man hat zur Sommeredition der Treppentexte am Zürichsee geladen. «Wir kommen zusammen, um Texte vorzutragen oder vorgelesen zu bekommen. Die meisten hier sind Studierende, der Rahmen recht persönlich», erklärt eine Besucherin.

Die lose Vereinigung verschiedener Organisationen, die die Treppentexte veranstaltet, nennt sich «untergrund.». Drei Magazine, ein Künstlerduo und eine Autorengruppe wollen sich in diesem Netzwerk «ausserhalb etablierter Institutionen kreativen Tätigkeiten widmen», wie sie auf ihrer Website schreiben.

Samuel Eberenz, einer der Organisatoren, erklärt das Konzept der regelmässig stattfindenden Leseabende: «Die Treppentexte sind ein Format für das Vorlesen von Literatur vor Publikum. Es befindet sich in ständigem Wandel.»

Ausprobieren und Netzwerken

«Nicht selten werden Texte hier auch zum allerersten Mal vor Publikum vorgelesen. Es ist ein Ort zum Ausprobieren», erzählt Samuel weiter. Man sitzt also am See und «probiert» sich an Literatur. Das mutet einigermaßen elitär an. Und tatsächlich gibt Saša Vidic, Germanistikstu-

dent und Autor, zu: «Nicht alle Texte sind leicht zugänglich, und nur Wenige hören gern Lesungen zu.»

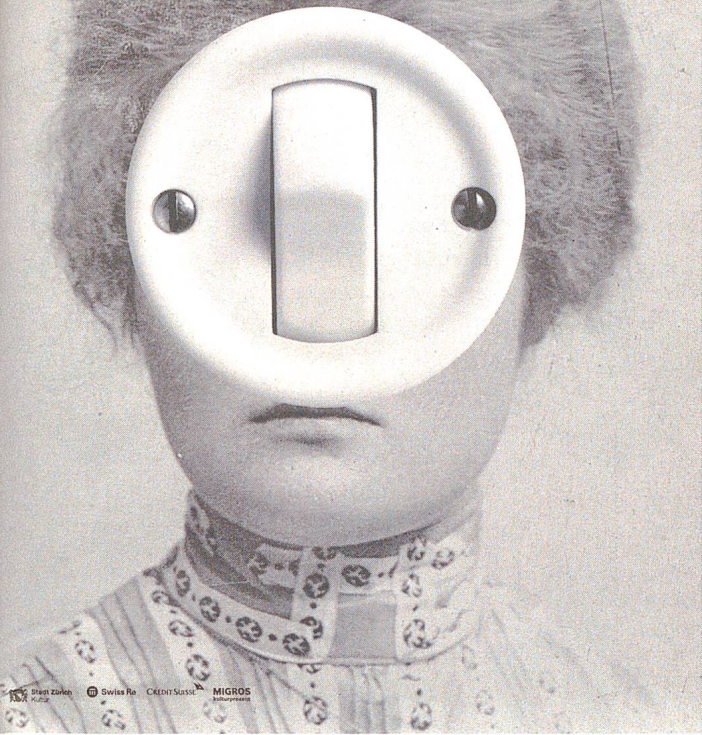
Die Gäste hier gehören scheinbar zu diesen Wenigen. Zu jenen, die gerne zusammenkommen, zuhören, die Atmosphäre geniessen, eine gute Zeit haben. Und vielleicht ganz nebenbei zudem etwas Netzwerken möchten. Und klatschen tut auch, wer den vorgetragenen Text nicht ganz verstanden hat.

Unverbindliches Beisammensein

untergrund. ist eine recht kleine und ziemlich improvisierte Gruppe. Die Magazine Denkbilder und delirium, die beide darin eingebunden sind, bekommen zwar Gelder von der Universität Zürich beziehungsweise vom Migros-Kulturprozent. Aber das Unverbindliche soll eben abseits der etablierten Kulturszene auch Programm sein. Ob deshalb die Organisation der Treppentexte-Lesungen auch so locker sein muss, ist gar nicht so klar: «Es gab Diskussionen darüber, wie untergründig wir sein wollen. Auch mit sehr abstrakten Debatten wie: Was wäre, wenn das Literaturhaus Zürich mitmachen wollen würde? Würden wir das wollen, oder wäre das zu Mainstream?», sagt Mitorganisator Samuel.

Ein weiterer Umstand treibt die Gruppe um: Die Treppentexte haben im Moment kein festes Zuhause. Erst fand die Veranstaltung in Wiedikon statt, wo das Haus abgebrochen wurde, dann in Altstetten, wo das Publikum ausblieb, weil das Lokal zu abgelegen war. Und zuletzt las man sich in einem Keller im Niederdorf vor. Für den Sommer war die Rentenwiese eine gute Lösung. Doch für den Winter braucht untergrund. einen Ersatz. Sonst stehen die Treppentexte bald auf der Strasse. ♦

Lukas Bärfuss
Frau Schmitz
Schauspielhaus
Zürich



Kultur Campus



WIE POLITISCH
MUSS THEATER
SEIN?

05. —
14. Okt
2016

BACKSTAGE
TALK
PARTY

THEATER mit Legi FÜR 10.-
STUDIERENDENTAGE AM
SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH

schauspielhaus.ch/kulturcampus
facebook.com/theatercampus



Swiss Re



CREDIT SUISSE



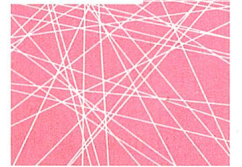
MIGROS kulturpresent

Mit finanzieller Unterstützung des
Verband der Studierenden
der Universität Zürich VSUZH

The ideal preparation for an exciting career in health...

Master in Health Sciences

UNIVERSITÄT
LUZERN



- In-depth knowledge of health, functioning and disability
- Approach to health from a comprehensive and interdisciplinary perspective
- A new dimension for research, health service provision and healthcare management
- Internship in a research environment

You can focus on an area of your interest:

- Health Communication
- Health Behavior and Management
- Health Economics and Health Policy
- Health Services Research
- Research Methods



Join our **Open Day** on Wednesday,
19 October 2016

LOOK FOR US AT:

www.master-healthsciences.ch

microspot.ch

Der Preis entscheidet.

TOP ANGEBOTE ZU SPEZIALPREISEN FÜR STUDENTEN UND SCHÜLER

Weitere Informationen unter www.microspot.ch/education



2499.-

LENOVO THINKPAD X1 CARBON 14"

Art. 1191950

- Intel Core i7-6500U, 2.5 GHz Dual Core ▪ 512 GB SSD SATA III
- RAM-Speicher 8 GB DDR3 ▪ 14"-FHD-IPS-Display, 1920x1080px
- Intel HD Graphics 520 ▪ WLAN, Bluetooth 4.1, 3x USB 3.0, HDMI, mini Display Port, Kopfhöreranschluss



1149.-

APPLE MACBOOK AIR 13" I78GB 128GB

Art. 1168720

- Intel Core i7, 2.2 GHz Dual Core ▪ RAM-Speicher 8 GB LPDDR3
- 128 GB SSD ▪ Intel HD-Grafikkarte 6000 ▪ 13.3"-LED-Display 1440x900px ▪ Bluetooth 4.0, HDMI, 2x USB 3.0, Thunderbolt 2, SDXC-Steckplatz



2049.-

APPLE IMAC 27" RETINA 5K I5 16 GB 1 TB

Art. 1183948

- Intel Core i5, 3.2 GHz Quad Core ▪ RAM-Speicher 16 GB DDR3
- 27" 5K IPS -Display 5120x2880px ▪ 1 TB HDD ▪ AMD Radeon R9 M395X, 4 GB GDDR5 ▪ WLAN, HDMI, Bluetooth, Thunderbolt 2
- OS X El Capitan

Unsere Preise verstehen sich in CHF inkl. MwSt. Irrtümer, Druckfehler und allfällige Mengenbegrenzungen vorbehalten. Gültig bis 31.10.2016 solange Vorrat. Preisänderungen vorbehalten.

zhaw

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

School of Engineering

Neuer Wind für Ihre Karriere.

Unsere praxisnahen Weiterbildungen
eröffnen Ihnen neue Horizonte.

Hier eine Auswahl:

- MAS/DAS/CAS Integrated Risk Management
- DAS/CAS Prozess- und Logistikmanagement
- CAS Instandhaltungsmanagement
- DAS Schweisstechnologie
- Weiterbildungskurs «Solarstromerzeugung, Speicherung und Eigennutzung in optimierten Stromnetzen»

Besuchen Sie unseren Infoabend am 26. Oktober
Anmeldung und weitere Informationen:
www.zhaw.ch/engineering/weiterbildung

